Der Narrenturm

Grotesken und Satiren

von

A. von Gleichen-Rußwurm

Manchmal ist es verrückt, weise zu sein
und manchmal weise, verrückt zu sein.

Stuttgart · Verlag Julius Hoffmann · 1915

Druck der Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei.

Zueignung

Es zeigt im Hohn, im Spott und im Gelächter
Sich jener Ernst, der bessern will und muß.
Nicht nur die Predigt ist der Tugend Pächter,
Nicht nur Entrüstung bringt dir dort Genuß,

Wo du im frommen Wahn, als ein Gerechter,
Die Lust verkennst und wo du dem Verdruß
Zu steuern suchst. — Jedoch ein scharf Gelächter
Gleicht einem Schwert, das frei von Rost und Ruß

Die Heuchelei, die Dummheit und die Lüge
In Stücke schlägt, so daß sie zuckend dort,
Wo sie geprahlt, verenden — fahl die Züge.

Ein blinkend scharfer Gegner ist das Wort,
Zum Töten selbst hat Kraft es zur Genüge,
Und mit den Zeiten wächst es kämpfend fort.

Inhalt

Seite

Der Narrenturm 1
Uns ist ein Dichter geboren 8
Sklavenmoral 14
Der große Mann 18
Aus der Mode 25
Ein neuer Fluch 30
Vom Tatendurst 36
Die Zeitgenossen 44
Die Herrscher 60
Drei Spieler und drei Teufel 64
Der Funke der Wahrheit 73
Evas Trost 108
Die Gefangenen 113
Ein Märchen vom Tod 119
Triumph des Todes 123
Ein neues Märchen vom alten Tod 127
Das kleine Glück 132
Das schöne und das böse Wort 135
Die Richter 140
Unter Sternen 147

Der Narrenturm

L'imagination: la folle du logis.
Descartes.

In einem fernen Land wurde das ganze Leben der Bewohner in fürsorglicher Weise von Staates und Amtes wegen betreut, beaufsichtigt und eingeteilt.

Essen und Lieben, Lachen und Weinen: Alles war durch Vorschrift geordnet.

Besonders widerspenstig hatte sich die Kunst diesen weisen Vorschriften und Maßregeln gegenüber gezeigt. Auch sie wurde jedoch zum allgemeinen Wohl in Dressur genommen. Und nun schien erst der ganze Staat auf das Beste eingerichtet.

Es geschah aber, daß ein Fremder in das Land geriet und, nachdem er alles übrige gebührend bewundert hatte, nach der Kunst des Landes fragte. Stolz führte man ihn zu dem Rat der alten, weisen Männer, die die Kunst zu behüten hatten und entscheiden mußten, welche Schaustücke dem Volk geboten, welche

Bücher zum Kauf angepriesen werden sollten. Zu seinem Erstaunen fand der Fremde, dass die eine Hälfte der weisen Männer, die über so Wichtiges entschieden, blind und die andere Hälfte taub war.

«Wie mag es einer Kunst gehen, wenn solche, die nicht hören, und solche, die nicht sehen, ihre Richter sind?« fragte der Fremde.

Aber der erste in der Versammlung, ein kleines, schlaues Männchen, das sehr scharf sah und hörte, besonders auf die Meinung der Tauben und Blinden, nahm ihn bei der Hand und sagte: »Kommt mit mir! Ihr sollt an der Kunst des Landes Wunder sehen.«

Da wurde der Fremde in eine sonderbare Stadt geleitet. Sie war säuberlich und regelmäßig gebaut und von drei Mauern umgürtet; durch jede führte ein hübsches Tor.

In schwarzem Talar, präsentierte der älteste Stadtrat auf rotem Sammetkissen die Schlüssel der Stadt.

Drinnen erklärte man dem Fremden, daß jede

Straße den Namen eines berühmten vaterländischen Dichters trage und daß die Geschöpfe dieses Dichters die Gebäude bewohnten. Auf einen Wink des Führers klappten die Häuser auf, damit man hineinsehen könne, dann rief er die Einwohner mit Kosenamen, wie man Lieblingsvögel ruft, und sie kamen aus ihren Gelassen herbei.

Er zeigte, wie künstlich und schön diese Geschöpfe gearbeitet waren. Man sah nämlich lauter Puppen in Lebensgröße, mit wirklichen Haaren und wirklichen Zähnen. Im Magen trug jede ihr eigenes kleines Musikwerk, das jedesmal spielte, wenn die Puppe aus ihrer Tür hervorkam.

Die jungen Mädchen spitzten den Mund zum Kuß, die vom Leid der Liebe geplagten führten ganz natürlich ein Taschentüchlein an die gläsernen Augen und dann fielen — Eins, Zwei, Drei — wirkliche Tränen herunter. In manchen Straßen waren es Bauern und Bäuerinnen, in anderen Bürgersleute oder Arbeiter.

Dazwischen traten interessante Künstler auf, tugendhafte Ingenieure und lasterhafte junge Edelleute.

In gewissen Straßen wohnten Affen und Äffinnen, bunt aufgeputzt und possierlich, deren ewig gleiche Sprünge für eigenartigen Ausdruck echten Humors erklärt wurden. All diese Gestalten schlossen sich den Gästen an, bis sie auf den Stadtplatz kamen. Dreimal umschritten sie ihn in feierlichem Zug und verneigten sich vor dem ältesten Stadtrat und den Besuchern.

Dem Fremden wurde der Erfolg dieser schönen künstlichen Figuren geschildert. Man machte ihn auf all ihre Vorzüge aufmerksam: auf ihre wirklichen Haare, ihre wirklichen Zähne, ihre drei Tränen und auf die Musik, die jede im Leibe trug.

Aber der Fremde blieb nachdenklich und in sich gekehrt. Endlich sagte er: »Habt ihr mir wirklich alles in eurer Stadt gezeigt, alles was eure Kunst hervorbringt, um die hungrigen

Herzen der Menschen zu speisen? Verbergt mir nichts, ich bitte; denn ich will weise in meine Heimat zurückkehren. Ihr habt mir gezeigt, was bei euch Bewunderung erregt; zeigt mir nun auch, was ihr mißachtet. Ihr habt alle Häuser vor mir aufgeklappt, selbst das Rathaus mit den vaterländischen Gestalten, den künstlichsten von allen. Doch der graue Turm da blieb mir verschlossen. Birgt er wohl ein Geheimnis?«

»Das ist der Narrenturm«, antwortete der Stadtvater; »wenn es euch belustigt, so will ich seine Tore aufsperren. In den Verließen liegt alles, was wir nicht brauchen können, närrisches Zeug, zu fröhlich oder zu traurig für gesittete Menschen.«

Der Stadtrat und der Kunstrichter führten ihren Gastfreund nun in den Turm. Sie leuchteten mit ihren Laternen bis tief in die Ecken, wo Spinnengewebe hingen.

Da erhob sich ein Rasseln im ganzen Gebäude, als ob Tausende von Ketten abfielen. In jedem

Verließ kauerten Menschen, um eine erhabene Gestalt geschart, deren Märtyrerblick in die Höhe gerichtet war.

Wunderbar Schöne und erschreckend Häßliche gab es darunter: Jede Gestalt hatte irgend eine neue Offenbarung auf der Zunge oder in den Augen.

Einige trugen entsetzliche Wunden und wanden sich in furchtbarem Leid. Flüche ertönten von verzerrten Lippen. Andere hielten sich wild umschlungen. Ein Weib stand nackt in Jugendschöne da, ihr gegenüber ein Jüngling in hüllenloser Pracht; er streckte die Hände voll sehnsüchtiger Inbrunst aus.

Ströme von Tränen stürzten aus manchem Auge. Beschwörend, drohend und flehend sprach die Leidenschaft in jeder Bewegung.

Die gefangenen Dichter aber waren als Narren von den Vätern der Puppenstadt in den Turm geworfen worden. Nun flehten sie um Freiheit für sich und ihre Geschöpfe.

Dem Fremden wurde weh zu Mut, doch

seine Führer rümpften die Nasen und wandten sich mit Abscheu um. »Ihr könnt niemals Erfolg haben«, sagten sie zu den Gestalten der Dichter. »An euch ist ja gar nichts Künstliches. Pfui! Ihr seid ja lebendig!«

Eilig verließen sie den Narrenturm und sperrten seine Tore mit großen, schweren Schlüsseln zu.

»Uns ist ein Dichter geboren . . .«

Man findet Könige und Fürsten im Überfluß,
Aber Vergile und Voltaire nur selten.
Friedrich d. Gr.

Ein leises Singen und Surren ging über die Erde bei der Verkündigung:

»Uns ist heute ein Dichter geboren . .«

Alles regte sich in der unsichtbaren, aber durchaus nicht unwirklichen Welt unbegrenzter Möglichkeiten.

Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft hielten sich an den Händen, streckten die Hälse und waren neugierig, die schwatzhaften Schwestern.

Und es taten sich zusammen alle Seufzer der Erde und hielten ganz aufgeregt eine große Versammlung. Sie waren alle dabei von den kleinen schamerstickten Seufzern erlöster Liebe, von dem tiefen Atemholen erfüllter Pflicht bis zu den trauergekleideten, langen, schmächtigen Seufzern, mit denen das Leben zu Ende geht. Sie machten alle zusammen wichtige Gesichter und versicherten mit höchster Spannung einer

dem anderen wieder: »Uns ist heute ein Dichter geboren«.

»Ist es aber ein ganz echter?« fragte der eine Seufzer mutlos. »Wir sind schon so oft in unserer Erwartung getäuscht worden.«

Ein anderer, ein Seufzer der Erleichterung, erwiderte beruhigend: »Ein ganz echter. Er ist nicht pathetisch wie die unechten. Das Fliegen kommt ihm leichter an als das Gehen. Aber er ist kein mechanisch glänzender Kunstflieger, sondern er hat ein ganz natürliches Schweben, ein Fliegen in das Licht hinein, wie die Falter der Nacht.«

Es taten sich aber auch alle Lächeln zusammen, alle Lächeln der Erde. Und sie hielten eine große Versammlung. Dabei wiederholte ein Lächeln dem anderen: »Uns ist heute ein Dichter geboren«.

Alle Lächeln hatten sich eingefunden, die dankbaren und undankbaren, die kindlich-frohen und die bitteren, die Lächeln, die Brücken bauen und die Lächeln, die Brücken

niederreißen von Mensch zu Mensch. Jedes versicherte geheimnisvoll und erregt: »Uns ist heute ein Dichter geboren«.

Ein skeptisches Lächeln jedoch, das schon manches erlebt haben mochte, sagte achselzuckend: »Ob er wohl anerkannt wird? Ja, ob er wohl überhaupt zu Wort kommt?«

Da sahen sich viele enttäuscht an und ein besonders gutmütiges und optimistisches Lächeln meinte: »Wir wollen das Beste hoffen. Wir sind doch keine Versammlung von Seufzern.«

Hiergegen bemerkte ein höchst überlegenes Lächeln und viele trostlos witzige nickten übereinstimmend: »Es hängt von verschiedenen Nebenumständen ab, ob etwa ein Redakteur guten oder schlechten Kaffee bekommen hat, wie das Wetter ist, ob Influenza herrscht und wie die Börse steht.«

»Ja, wie die Börse steht,« stimmten schier grinsend einige etwas platte Lächeln zu.

Doch die Aufregung wuchs im Reich der unbegrenzten Möglichkeiten.

Und leise regte es sich in der Erde und über der Erde. Die Verstorbenen wurden wach bei der großen Verkündigung: »Uns ist heute ein Dichter geboren.«

Da gab es ein Wiegen und Schaukeln mit noch wenig erprobten zarten Flügeln, mancher Tote schleppte majestätisches Prunkgewand, mancher schwang eine Anklageschrift und mancher trug fromm einen vergilbten Strauß in den gekreuzten Händen.

Alle hofften Gerechtigkeit von dem Dichter, der da geboren worden. Sie waren bereit zu schmeicheln und zu bitten, ja sie hätten ihn auch bestochen mit dem, was sie noch an Schätzen besaßen. Denn der Poet ist Totenrichter und die Göttin der Wahrheit führt ihm die Verstorbenen zu, auf daß er sein Amt übe mit Wagschale und Gewicht. Für alle Zeit kann er ihre Gesichter weiß oder schwarz färben im Andenken der Menschen. Diese Göttin ist nicht eine Göttin ganz gewöhnlicher Wahrheit, sondern der poetischen Wahrheit.

Auch die lebendigen, vom Tagesleben zu den Toten geworfenen, die Unterdrückten, Gefangenen, Mißhandelten, die Schaffenden und die Ringenden regten sich nun mit seligem Schauder, mit ungehemmter Hoffnung. Fast zum Rauschen schwoll ihr Flüstern an: »Uns ist heute ein Dichter geboren.«

Indessen lag auf dem vielgeduldigen Tisch des Lektors eines großen Theaters ein Manuskript. Er hatte es flüchtig durchgesehen. Was Wunder auch, es war ja das 2666te seit wenig Monden und seine Augen waren müd von Maschinenschrift und Druck. Der Herr Direktor trat ein. Die Herren unterhielten sich einen Augenblick über eine sehr aktuelle Theaterintrige. Des Direktors Blick huschte über das Manuskript und heftete sich dann zerstreut fragend auf den Lektor:

»Erledigt«, sagte dieser und schob das Heft dahin, wo auf dem vielgeduldigen Schreibtisch die abgelehnten Stücke zu liegen hatten.

Darauf nahm er ein höflich gehaltenes, ge-

drucktes Formular und begann die Abweisung auszufüllen.

Aber aus irgend einem dunklen Drang heraus schrieb er eigenhändig einige Worte des Bedauerns hinzu. Er schrieb von Talent, Schönheit der Sprache und Ungunst der Konjunktur, die dem gedankenschweren Werk jede Aussicht auf Erfolg raube.

Es war vorbei.

Das skeptische Lächeln hatte recht behalten.

Sklavenmoral

Wer unverschämt ist, lebt dest baß (besser).
Schweizer Sprichwort.

Der Weise Anaximenes versammelte seine Schüler und sprach zu ihnen: »Jünglinge, die von den Vätern gepriesene Tapferkeit war nichts als Irrtum. Aus Tapferkeit wird man höchstens unsterblich, und das ist bei dem großen Gedränge der Helden aller Zeiten und Völker nicht einmal angenehm noch etwas Besonderes. Aber der Feige bringt es zu Glück und Gut. Darum seid feige immer und überall! Mut ist ungeschickt und ungestüm, kommt zu spät oder zu früh, aber Feigheit, die Mutter aller Weisheit, schaut nach der Sonnenhöhe und macht alles zur rechten Stunde. Als noch mutige Männer einstanden für ihre Tat und für ihr Wort, was hatten sie davon? Höchstens einige Strophen im Munde blinder Sänger. Aber seht, wie herrlich jetzt alles vonstatten geht, da im Leben des Staates keiner weiß was er will, noch will was er weiß, keiner gern Verantwortung nimmt, sondern mit

heimlicher Feigheit einer dem anderen die Entscheidung läßt und zuschiebt und zuwälzt bis aus irgend heißer, frischer Tat etwas ganz unvermutet Lauwarmes geworden. Seht, das vollbringt die Feigheit! Und soll ich euch ein Geheimnis verraten? Wißt ihr, warum das Männervolk trotz allem dem Weibervolk immer überlegen sein wird? Weil das Männervolk feiger ist, infolgedessen klüger. Das Weib, sogar das Tierweibchen, hat in der Liebe wenigstens den unvernünftigen Todesmut, vor dem ich euch bestens warnen möchte. Aber, wie hoch ist der Mann zu loben wegen der kühlen, vernünftigen Feigheit seiner Liebe? Wie ein jeder Ehemann, angefangen mit Vater Zeus, sich duckt und fürchtet vor der rechtmäßigen Gemahlin, deren Sippe, Gold und Freundschaft! Mut hat der Mann nur dem wehrlosen Liebchen gegenüber, das auf nichts pochen kann, als auf ein treues Herz. Und so ist Feigheit der Grund aller Sitte und Moral und Wohlanständigkeit, haltet es wohl im Sinn, ihr Jünglinge!«

Da wagte schüchtern einer der Schüler dem Meister ins Wort zu fallen: »Verzeiht, verehrter Meister, wenn ich auch Feigheit als ungemein nützlich für den Staatsbürger ansehen muß, als notwendig für den Ehemann und sehr vonnöten für den Liebhaber, gibt es nicht ein Lebensgebiet, auf dem sie weniger am Platz ist? Habe ich nicht schon vernommen, daß der Künstler, der ja auch weniger gesittet sein darf als andere Leute, frei und mutig sein kann, ja soll!«

»Auch das ist Irrtum, junger Freund,« versetzte der Meister, »nicht mutig soll die Kunst sein, sondern unverschämt! Unverschämtheit ist die Blüte, die Vollendung, die süße Frucht vollkommenster Feigheit, denn trotz heimlicher Menschenfurcht neckt sie aus sicherem Versteck, während der ungeschlachte Mut mitten in die Gefahr schreitet. Unverschämtheit kann und erreicht alles, was der arme echte Mut nur überstürzt und verpaßt. Darum ist sie mit Recht als göttlich gepriesen worden.

Meine jungen Freunde, seid in der Politik, in der Liebe, in der Kunst feige, aber göttlich unverschämt!« So sprach der weise Anaximenes.

Und ihm lauschte gar mancher.

Der große Mann

Die Kannibalen hätten sein Gesicht nicht angerührt . . . . doch ihr seid unerbittlicher, unmenschlicher.
Shakespeare, Heinrich VI, 3.

In alten Zeiten starb ein großer Mann und wurde allgemein betrauert.

Sein Andenken war so mächtig, daß auch solche, die eigentlich nichts von ihm wußten und gar nichts von seinen Werken verstanden, seiner mit Rührung gedachten und gern vor seinem Bild stehen blieben.

Dies Bild wurde, solchem frommen Sinn Genüge zu tun, immer wieder hergestellt und ausgestellt in verschiedenstem Material.

Eine Stadt, die besondere Verehrung für den großen Mann hegte oder wenigstens für den ungefähren Begriff, den man dort von ihm besaß, war berühmt durch ihre geschickten Zuckerbäcker, Wachszieher und Lebzeltner, deren Geschäfte die wichtigsten Straßen der Stadt einnahmen, vorzüglich jener, die auf den Marktplatz mündeten.

Diese Zünfte, die hohes Ansehen genossen, gedachten das Andenken des großen Mannes auf ihre Art zu ehren. Sie stellten sein Bildnis sehr künstlich her aus Lebkuchen und Wachs, Zucker, Biskuit und Schokolade. Dann schmückten sie ihre Schaufenster damit.

Kinder leckten gerne daran und auch die Fliegen freuten sich außerordentlich.

In selbiger Stadt wohnte aber ein junger Bildhauer namens Melchior, der in der Akademie studierte.

Das tat er gegen den Willen seines Vaters, eines harten, nüchternen Mannes.

Die Mutter hatte nicht glücklich mit dem Vater gelebt und war jung gestorben. Melchior entsann sich ihrer wie eines wehmütigen Engels und jedes ihrer Worte galt ihm als heiliges Vermächtnis.

In ihrer zartesten Jugend hatte Melchiors Mutter glücklich-unglücklich geschwärmt, denn es gab in jenen fernen Zeiten schwärmerisch veranlagte junge Mädchen.

Dem großen Mann hatte ihre Schwärmerei gegolten, dem überaus Gütigen und doch überaus Stolzen.

Er hatte ihr einmal drei freundliche Worte zur Begrüßung gesagt. Sie schienen ihr göttlich, diese drei Worte, von den göttlichen Lippen geflossen und die Erinnerung daran wurde zu dem höchsten Schatz ihres Lebens, zu Trost und Halt an der Seite des nüchternen harten Mannes, der Rechte auf sie besaß.

Sie erzählte dem Söhnchen davon und las ihm viel aus den Werken des Großen vor.

So kam es, daß Melchior mehr von dem großen Mann wußte als andere Leute. Er kannte nicht den landläufigen zuckersüßen und nach Rosinen schmeckenden Begriff, sondern ernst, herb und stolz, nichts menschlichem fremd aber durch eigene Kraft erhaben, dachte er sich den großen Mann. Sobald Melchior lesen konnte, war er ihm in die Werkstatt seines Geistes gefolgt.

Darum schmerzte es den jungen Künstler

auf seinem Weg täglich an jenen Läden vorbeigehen zu müssen, wo das Bildnis des geliebten Meisters in Lebkuchen, Wachs, Zucker und Schokolade zur Schau stand.

Es schmerzte ihn von Tag zu Tag mehr, da viele Leute überzeugt schienen, der Große habe wirklich so ausgesehen, wie ihn die Lebzeltner, Wachszieher und Zuckerbäcker darstellten. Und manche verachteten den Berühmten darum, gönnten ihn den Kindern oder meinten, er sei abgetan und veraltet, die Stadt müsse sich endlich nach einem neuen großen Mann umsehen.

Man versuchte wirklich einen solchen zu entdecken und es scheiterte nur daran, daß zu viele berühmte Leute entdeckt wurden und sich den Rang zu scharf streitig machten.

Bei einem solchen Streit war auch Melchior anwesend und die vielen, leeren Worte beleidigten ihn wie das Gesumm der Fliegen und das naschhafte Lecken der Kinder an dem süßen Bildnis ihn kränkten.

Und er weinte bittere Tränen des Zorns.

Nachts aber ließ ihm die schwer verhaltene Wut keine Ruhe und er träumte, der große Mann stehe an seinem Bettende, wecke ihn gar nicht sanft und sage: »Schäme dich der Tränen deines Zorns! Mit der Tat sollst du mir deine Liebe beweisen. Komm mit mir auf den Markt. Dort sollst du mein Standbild aufrichten. Setze mich nicht auf abgelegenen Platz. Mitten unter den Menschen will ich sein, denn mir war nichts Menschliches fremd. Gerade da, wo sie feilschend und kreischend mich und meine Weisheit aus den Augen verlieren, will ich strafend auf sie niederblicken mit geschwungenen Brauen und stolz gekräuselten Lippen.«

Dreimal träumte Melchior solchen Traum.

Dreimal führte ihn der große Mann mitten auf den Marktplatz, wo die Straßen der Wachszieher und Zuckerbäcker mündeten und zeigte ihm den auserlesenen Punkt, auf dem er richterlich stehen wollte.

Melchior warb für das Standbild.

Er gewann die Herzen der Jugend, die jung waren.

Mittel strömten ihm zu, überraschend reich.

Das Werk wurde ihm übertragen und er schuf daran mit höchster Begeisterung.

Auf dem Marktplatz erhob sich bald des großen Mannes richterliches Bild.

Als die Enthüllung vor sich ging, wurde die Feier gröblich gestört.

Denn jene mächtigen Zünfte fühlten sich beleidigt.

Sie drangen vor, Meister und Gesellen und Lehrbuben, Standbild und Künstler zu mißhandeln, um ihre eigenen Erzeugnisse von Wachs, Zucker, Biskuit und Schokolade stolz zu rächen.

Es entstand dem großen Mann zu Füßen eine unwürdige Prügelei. Melchior wurde die Schuld beigemessen und man warf ihn wie einen Rädelsführer ins Gefängnis.

Er wurde zu ewiger Verbannung verurteilt.

Selbst sein Vater, jener harte, nüchterne

Mann stimmte dem strengen Urteil bei und dünkte sich deshalb sehr vaterländisch gesinnt.

Ehe er die Stadt verließ, wollte Melchior zum letztenmal das Standbild betrachten.

Bei Mondschein schlich er zum Abschied auf den Platz und gedachte dem großen Mann noch einmal gläubig froh in's strenge Antlitz zu blicken.

Doch böse Buben hatten die Nase verbessert und einen kriegerischen Schnurrbart über die Lippen gemalt.

Melchior wankte von dannen.

Und niemand hat ihn jemals wieder in der Stadt gesehen.

Aus der Mode

Natura homo mundum et elegans animal est.
Seneca.

Der greise König war nach einem längeren Siechtum wieder aufgestanden und zum ersten Mal erging er sich bei sanfter Frühlingsluft in seinem Garten.

Er ging etwas gebückt und sein Silberbart floß auf den karmesinfarbenen Sammetmantel. Seine welke, blaugeäderte Hand umschloß fest den vergoldeten Stock, auf den er sich stützte. Die Krone hatte er abgenommen, um die Luft kühl und lind wie Frauenhand über seine viel geplagte Stirn und den hohen kahlen Schädel streifen zu lassen.

Jede Begleitung hatte er abgelehnt.

Darum hüpften in seiner Nähe bloß der unvermeidliche Narr und des Königs Lieblingstier, ein Äffchen in goldbetreßtem Rock.

So ergingen sie sich zu Dreien zwischen den hohen, gleichgeschnittenen Hecken, die eben erst grün überflogen glänzten.

Allein jedesmal, wenn die Hauptallee, in der sie spazierten, durchquert wurde von Seitenalleen, so daß die Hecken wie auseinandergeschobene Vorhänge sich öffneten nach rechts und links, hörte man ein dumpfes Gemurmel.

Da war, rechts und links aufgebaut in den Seitenpfaden und auf das Vorbeikommen des Königs harrend, ein Gedränge von Bittstellern aller Art. Sie trugen sorgfältig beschriebene Papierrollen oder hatten den Mund bereits voll der schönsten Redensarten.

Jedesmal, wenn der greise König dem drohenden Gemurmel näher kam, schien er etwas unsicher oder ängstlich zu werden. Er blieb stehen auf seinen Stock gestützt, rief das Äffchen und sagte ihm dunkelklingende Zärtlichkeitsworte, die das Tier mit dankbarem Ausdruck seiner nußbraunen klugen Augen hinnahm.

Indes hüpfte der Narr voraus, mitten in das Gedränge der Bittsteller, von rechts oder von links abwechselnd angefangen.

Jedem sagte er etwas ins Ohr, worauf der Betreffende sich erschrocken umsah und verschwand, mochte es ein Theologe im Talar sein, der Ketzerverbrennung verlangte, ein säbelrasselnder General, der nach Krieg schnaubte, oder ein Dämchen, das eine Anstellung für den Herzliebsten zierlich erbat oder ein unrasierter Volkstribun, der für die Rechte unterdrückter Stände eintrat. Waren es gläubige Erfinder, zerstreute Dichter oder eingebildete Künstler, die da auf den König warteten mit ihrem Bittgesuch, sie alle traf des Narren geflüsterte Warnung wie ein Donnerwort und sie stoben eilig auseinander.

Mochte der Narr dies Spiel nun treiben, um seinem greisen Herrn die Lästigen vom Leib zu halten oder weil es ihm selber Spaß gewährte, die Macht seines Witzes zu üben, es gelang vortrefflich, und so kamen sie bis zum Ende des Gartens. Hier aber blieb der König, leise hüstelnd, stehen und rief den Narren zu sich.

Nahe, näher gebot er ihn heran und end-

lich beugte sich der König wie väterlich besorgt zum Ohr des Narren und wisperte: »Freundchen, im Vertrauen, wie siehst du aus! Alles an dir ist veraltet, überwunden und abgetan. Kein Narr, der etwas auf sich hält, trägt noch solch einen Schellenstab, solch eine Kappe, solchen Höcker wie du. Auch deine Witze und Manieren haben längst ihr Salz verloren. Geh schnell nach Hause und bessere dich, denn du bist gänzlich aus der Mode!«

Genau dasselbe schreckliche Wort »Aus der Mode« hatte aber der Narr zu den Bittstellern des Königs gesprochen und auf diese Art den Garten von ihnen gesäubert.

Nun verfehlte das Zauberwort auch auf ihn die Wirkung nicht.

Er drehte sich ein paarmal um sich selbst wie besessen und sah sich kläglich nach einem Spiegel um, tastete nach seiner Kappe, nach seinem Stab, nach seinem Höcker, und das alles kam ihm in der Tat plötzlich ganz veraltet und unmöglich vor.

Mit dem Schmerzensruf: »Ich bin nicht nach der Mode,« stürzte er wie verstört von dannen.

Der König, mit seinem Äffchen allein geblieben, lachte leise und hüstlerisch, wie es alte Herren tun, streichelte das Seidenfell und sagte: »Gelt, die Armen sind alle noch mehr Affen als du.«

Ein neuer Fluch

Und dann ist die Zeit ein wunderlich Ding. Sie ist ein Tyrann, der seine Launen hat, und der zu dem, was einer sagt und tut, in jedem Jahrhundert ein anderes Gesicht macht.

Goethe.

Damon und Phyllis, das glückliche Paar, sah nun ihr Glück dadurch gekrönt, daß Phyllis ihrem Damon ein allerliebstes Knäblein schenkte.

Verzückt betrachteten die Eltern das rosig kräftige Kindchen und beschlossen, dieses Pfand ihrer Liebe müsse ein durchaus glückliches Geschöpf werden. Dazu wollten sie sich Gaben erbitten von allen guten Feen und lustigen Geistern, von allen tückischen Hexenmeistern und bösen Kobolden.

Damon, der sich viel mit okkulten Wissenschaften beschäftigt hatte, unterhielt gute Beziehungen in diesen Kreisen und kannte die Adressen. Phyllis schrieb nun fleißig Einladungsbrieflein zierlich höflicher Art, um die ganze Gesellschaft zu der Taufe ihres Erst-

geborenen zu laden; nur einigen untergeordneten Gnomen und Sylphen telephonierte sie bloß.

Die Zusagen trafen pünktlich ein, und das Ehepaar rüstete ein herrliches Gastmahl, um die wichtigen Taufgäste günstig zu stimmen.

Alles wurde beim ersten »Traiteur« bestellt, Besteck, Tafelschmuck, Geschirr, Dienerschaft und das Abendessen selbst; es konnte an nichts fehlen.

Pünktlich und manierlich erschienen die Gäste, Herren und Damen, und waren zufrieden mit dem Empfang. Sie sagten dem glücklichen jungen Paar begeisterte Schmeicheleien über seinen Sprößling und meinten, es sei das vollkommenste an Erdensöhnchen, das jemals in Sichtbarkeit getreten.

Und jeder Gast beugte sich zum Abschied feierlich über den Kleinen, ihm eine Gabe zu verleihen.

Begierig und gespannt lauschten die Eltern. Sie buchten die Geschenke in ein bereit gehaltenes Heft.

Die wichtigsten Feen und Zaubermeister beeilten sich, dem Kind Schönheit, Geld, Klugheit und trotzdem Amt und Würden zu versprechen.

Aber auch die anderen drängten herbei und überschütteten es wetteifernd mit Gaben, so daß der beglückten Phyllis und dem beglückten Damon Tränen der Dankbarkeit und Freude in den Augen standen.

Alle Talente wurden auf das Glückskind von den freundlichen Gevattern herabgeregnet, es sollte musizieren, singen, dichten, malen, bildhauern und auch regieren können, es sollte unzählige Freunde und Bewunderer besitzen, Frauenherzen würden ihm zufliegen.

»Du sollst bezaubernd tanzen können!« gebot mit komischer Majestät eine winzige Elfe, auf die Spitzen ihrer Füßchen gestellt, um das Kind in der Wiege zu segnen.

»Du sollst den grimmsten Recken aus dem Sattel heben,« eiferte ein etwas altmodisch angetaner riesiger Waldmann.

»Sieg in jedem Sport! Glück in jedem Spiel! Günstige Zufälle in jedem Handel!« so übereiferten und überschrien sich eine Menge von kleinen und größeren Wichten, von allerlei Feen, die dem Champagner, den Damon reichlich hatte schenken lassen, nicht ungern zugesprochen.

Und eine besonders zierliche Fee lispelte: »Du sollst küssen können wie noch keiner!« und machte eine beschwörende Bewegung über das rosige Kindermäulchen.

Doch sie wich erschrocken zurück und alles geriet in staunendes Grauen.

Denn urplötzlich geriet der ganze Saal in schaukelnde Bewegung, alles schien durcheinander zu kreiseln, zu blitzen, zu wirbeln, als hätten Gäste, Geräte, Möbel auf einmal den Veitstanz bekommen. Zu dem sonderbaren Tanz, der aus Schieben, Drängen und Stoßen bestand, spielte eine fürchterliche Musik.

Eisenbahnrollen, Autorasseln, Telephon- und

Trambahnklingeln, der ganze Lärm der eiligen Großstadt verdichtete sich hier zu einem fortreißenden, ungeheueren Durcheinander unseligen Getöses.

Mitten darin übergellte, überpfiff das ganze Getöse ein schneidend boshaftes Stimmchen, das von einem unbekannten Kobold rührte.

Die gegeneinander stehenden Fenster hatten sich unheimlich klirrend geöffnet, es zog fürchterlich und auf weitgespreiztem Mantel kam mit dem Zugwind der boshaft aussehende Kobold hereingeflogen, der sich drohend den bestürzten Gastgebern entgegenstellte.

Phyllis schwindelte es vor Grauen. Denn nun besann sie sich, gerade diesen Kobold bei ihren Einladungen außer acht gelassen zu haben. Er war telephonisch nicht gleich zu erreichen gewesen, daraufhin hatte man ihn vergessen. Sie suchte sich mit mütterlichem Mut an die Wiege zu stellen, um ein Unheil zu verhüten, allein eine Augenbewegung des gekränkten Kobolds fegte sie hinweg.

Nun stand er über die Wiege gebeugt und pfiff:

»Erdensohn, nicht vermag ich's, dir die Gaben fortzunehmen, die hier die würdigen Gevattern dir verliehen. Du wirst reich und schön und klug, du wirst jedes Talent haben, jeden Sport verstehen, Liebe und Freundschaft wird dir überall winken, dich laden, dich grüßen, dich beschwören. Überall wird dir alles bereitet sein. Aber ich, der Gekränkte, verleihe dir eine Gabe, die alle anderen wettmachen wird. Erdensohn! Du sollst ein moderner Mensch sein! Du sollst niemals Zeit haben!« —

Da versteckten alle gutgesinnten Geister klagend die Häupter in die Falten ihrer Gewänder. Und das vielbeschenkte Kind fing kläglich zu weinen an.

Vom Tatendurst

Mut zeigt sich nicht allein in großen Dingen.
Publilius Syrus.

Weißt du auch, was ich von meinem Ritter verlange?« fragte die Fee den Jüngling, der mit mächtigen Worten seinen Tatendurst gepriesen hatte. Lauter als alle anderen im Kreise.

Und sie wiederholte, was sie noch jedem als Sprüchlein mit auf den Weg gegeben: »Du mußt das Unrecht verhüten, den Bedrängten Schutz gewähren und die Unterdrückten befreien.«

Kühnen Mutes unterbrach sie der Jüngling: »Riesen und Drachen will ich bekämpfen, bedrängten Brüdern Leben und Freiheit retten; verlangt meine Kraft doch schon längst nach großen Aufgaben und Heldentaten! Schicke mich in ein Land, allergnädigste Herrin, wo meinem Arm die rechte Arbeit harrt!«

»Besteige dein Roß,« sprach die Fee zu dem Ungestümen, »und reite bis an einen Berg, der Weltende heißt. Vor diesem Berg kehre um,

komme zurück und berichte mir alles, was du getan hast.«

Der junge Held bestieg sein Roß und begab sich auf den Weg.

Das Herz schlug ihm hoch vor Ungeduld, ein Abenteuer zu bestehen. Er spähte, ob nirgends eine geraubte Prinzessin schmachte oder ein Drache, kostbare Schätze hütend, ihn mit Fauchen erwarte. Um die Mittagszeit, als die Sonnenstrahlen das Land wie glühende Pfeile trafen, rastete er in einem Dorf. Da bemerkte er, daß ein Trupp wilder Straßenjungen einen armen, halbverhungerten Köter, der sich ein schattiges Plätzchen ausgesucht hatte, mit Steinen vertrieb und peinigte. Der Jüngling bedauerte den Hund, hielt es aber nicht für der Mühe wert, sich einzumischen, und ritt weiter, auf Abenteuer bedacht.

In einem Wald sah er Zigeuner, die aufbrachen und den glimmenden Brand ihres Lagerfeuers unbedeckt zurückließen. Dies Feuer war so leichtsinnig angezündet, daß es drohte,

auf dem trockenen Gras um sich zu greifen. Der Tatendurstige merkte es wohl, hielt es aber für verlorene Zeit, sich darum zu kümmern.

Jetzt trabte er in das flache Land. Golden wogten die Kornfelder im Dämmer des Abends. Aus einer kleinen Stadt kamen halbwüchsige Burschen und Mädchen des Weges. Sie wollten Kornblumen pflücken und Mohn. Da überfielen sie das Feld, das zur Rechten lag, liefen hin und her, in leichtsinnigem Übermut die schönen, vollgefüllten Ähren zertretend.

Dies Benehmen mißfiel dem Jüngling, allein er fand, daß es nicht seine Sache sei, für das mißhandelte Kornfeld einzutreten.

Auch war es schon spät, und er mußte vor Torschluß das Städtchen erreichen, um ein Obdach zu finden.

Mißmutig machte er sich am nächsten Morgen wieder auf den Weg, enttäuscht über den ersten tatenlos vergangenen Tag.

Bald erreichte er einen Fluß. Er sah sich

um, kein Mensch war weit und breit. »Wenn nur jemand am Ertrinken wäre, daß ich ihn herausziehen könnte!« rief er laut. Doch statt dessen kam aus dem Wald nur ein armes Holzweib mit einer schweren Last Reisig auf dem Rücken.

»Guten Morgen,« sagte er in leutseliger Langeweile zu dem Weib. »Ihr habt schwer aufgeladen für eure Kraft.«

»Ach ja,« seufzte die Alte. »Wenn mir nur jemand den Korb abnehmen wollte. Wenigstens für eine kurze Strecke.«

Der Jüngling dachte, es wäre doch zu lächerlich und nicht würdevoll für einen angehenden Ritter, die Last eines gewöhnlichen Holzweibes zu schleppen, und antwortete: »Es tut mir wirklich leid, liebe Frau, euch nicht helfen zu können, aber meine Zeit ist kostbar. Ich bin ausgezogen, um große Taten zu vollbringen, Unrecht zu verhüten und den Bedrängten beizustehen. Mit Kleinigkeiten kann ich mich nicht abgeben.«

Er gab seinem Pferd einen Gertenschlag und ritt weiter.

Endlich traf der Jüngling einen blinden Bettler am Weg. »Wanderer, wer du auch immer bist,« schrie dieser, als er den Hufschlag hörte. »Erbarme dich! Ein treuer Hund, der mir als Führer diente, ist von einem bösen Jäger erschossen worden. Nun sitze ich hilflos auf der Straße und habe niemand, meine unsicheren Schritte zu leiten.«

Der Jüngling überlegte, daß es seiner nicht würdig sei, den Hund des Blinden zu ersetzen, und hielt es auch für allzu unbequem, an der Seite des Bettlers nur langsam vorwärts zu kommen.

»Es tut mir herzlich leid, euch nicht helfen zu können,« sprach er. »Meine Zeit ist zu kostbar.«

Er ließ eine Münze in die Hand des Armen gleiten und ritt weiter. Tief enttäuscht erreichte er des Abends den Berg, der Weltende heißt.

Ein steiler Weg führte hinauf, den die Pferde eines schwerbeladenen Wagens nur mühsam erklommen. An einer neuen Steigung spannten die armen Tiere umsonst ihre Kräfte an und die Fuhre begann rückwärts zu rollen.

»Helft mir doch!« schrie der Kutscher.

»Ist das eine Arbeit für einen künftigen Ritter?« erwiderte trotzig der Jüngling.

Er war noch nicht außer Gesichtsweite, da verlor der Wagen an einer Krümmung das Gleichgewicht und stürzte in einen Abgrund, Fuhrmann und Pferde mit sich zur Tiefe reißend.

Gesenkten Hauptes ritt nun der Tatendurstige desselben Weges zurück.

Wo er den Blinden seinem Schicksal überlassen, sah er einen Menschenauflauf.

»Was gibt's? fragte er. »Ein blinder Bettler ist überfahren worden,« antwortete ein Neugieriger.

Eben erhob sich der Arzt und ging zu seinem Wägelchen zurück, das an der Straße stand.

»Hier bin ich zu spät gekommen,« meinte der freundliche Mann, die Leute zur Seite drängend. »Lasst mich durch, damit ich der armen Bärbel helfen kann, die unter der Last ihres Reisigs zusammengefallen ist und beide Beine gebrochen hat.«

Gedankenvoll hörte der Jüngling die Worte des Arztes und trabte weiter, von dem Vorwurf gepeinigt, daß er auch dieses Unglück vielleicht hätte verhüten können.

An dem Kornfeld angelangt, fiel ihm auf, wie schlimm es von den Blumenpflückern zerstampft war.

»Mein Feld, mein einziges kleines Feld!« jammerte ein alter Bauer händeringend. »Mit Mühe und Schweiß habe ich dich bestellt, wer konnte dich so ruchlos verderben! War denn niemand da, dem Frevel Einhalt zu tun?«

Betroffen ritt der Jüngling vorüber.

Doch da, wo sich früher ein schöner Wald erhoben, sah er jetzt Schutt, Asche, rauchende Strünke. Das Zigeunerfeuer hatte den Forst in

Brand gesteckt. Und in dem Dorf, in dem er Mittag gehalten, bemerkte er eine große Aufregung unter den Leuten. »Ein Hund ist im Dorf wütend geworden,« antwortete eine Frau auf seine Frage. »Zwei Kinder sind schon gebissen, und der Hund ist ins Feld gelaufen, niemand weiß wohin.«

Nun näherte sich der Tatendurstige langsam und kleinmütig dem Palast der Fee.

Sie empfing ihn mit ernstem Gruß.

»Hast du nun gelernt,« sagte sie, »daß es nicht nötig ist, mit eigener Lebensgefahr Menschen aus Wasser oder Feuer zu reißen, um ihr Retter zu werden? Hast du den Wert des kleinen Dienstes zu rechter Zeit erkannt?«

Schuldbewußt beugte der Jüngling sein Knie.

Die Zeitgenossen

Verzeiht! Es ist ein groß Ergötzen
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen,
Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht
Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht!
Goethe, Faust.

Es war zur Zeit des Jugendstils bei einem neureichen Mäzen, der seinen Empfangsaal nach damaligem Geschmack auf das modernste eingerichtet hatte.

Auf dünnbeinigen Möbeln nahmen die Damen Platz, die von den jüngst »kreierten« mehr gutgemeinten als erfreulichen Eigenkleidern umwallt waren. Das harte Blau oder Grün der Uniformen, das traurige Schwarz der Fräcke gab peinliche Dissonanzen mit den kühnen Farben der Einrichtung. Seltsam fratzenhafte Verzierungen überraschten von allen Seiten her wie in einem bösen Traum.

Ein junger Dichter sollte aus seinem jüngsten Werk vorlesen und hielt das Bändchen zärtlich in den Händen. Ein ganz modernes Bändchen war es, mit großen lateinischen Buchstaben be-

druckt, mit vielen Absätzen, Gedankenstrichen und sonstiger Papierverschwendung.

Auf dem tiefvioletten Einband schlängelte das im Jugendstil beliebte Regenwurm-Motiv. Zwei orangegelbe Würmer umarmten sich; aus ihrer Vermählung sprosste etwas wie eine Zwiebelblume hervor, die Zwiebel verjüngte sich und entsendete nach beiden Seiten zwei aufgerollte Würmer, die je mit einer halb menschlichen Fratze endigten.

In diesem Büchlein standen sehr schöne Dinge — so meinte der junge Dichter wenigstens — von der Freiheit der Kunst, von der Pflicht zur Schönheit, von den neuen Gesetzen der Liebe.

Er las und wurde immer gerührter, so daß sein Herz klopfte und das Blut in seine Wangen schoß.

Aber Diener traten geschäftig mit dem Tee herein, und obwohl sie leise auftraten, obwohl die Löffel in den Tassen nur wenig klirrten, stockte er unwillkürlich.

Der Atem ging ihm aus, und nach einem willkürlichen Schluß klappte er das schöne Büchlein zu.

Nun geschah ein Seltsames.

Mehrere Gäste hatten sich ihm genähert, um etwas Liebenswürdiges zu sagen, die Damen lächelten, einige hatten die Hände zum Applaus erhoben, zwei unter ihnen führten sogar das Taschentuch an die Augen.

Niemand vollendete jedoch die angefangene Bewegung, niemand sprach den begonnenen Satz zu Ende, sondern alle blickten nach einer hellen Geisterhand, die auf eine grosse, merkwürdige Uhr zeigte.

Diese Uhr, die den Kamin zierte, schlug plötzlich laut wie eine Kirchenuhr, und begann ein seltsames Glockenspiel. Sie schlug nicht nur die Stunde, sie kündete mit vernehmlicher Stimme Tag, Monat, Jahreszahl und Jahrhundert.

Der Dichter blickte auf das Zifferblatt der sonderbaren Uhr und bemerkte, daß außer den Ziffern, den Monaten, den Jahres- und Tages-

zahlen auch noch Sprüche und viele unbegreifliche Zeichen vorhanden waren, die eigene konzentrische Kreise bildeten. Jeder Kreis besaß einen Zeiger.

Jetzt war die Uhr stehen geblieben, und er sah, daß ihr größter Zeiger auf ein Wort deutete, dessen kabbalistische Buchstaben ihm rätselhaft blieben.

Von dieser Betrachtung lenkte ihn aber das unbegreifliche Gehaben der ganzen Gesellschaft ab. Alle sprachen nämlich, durch plötzlichen Zauber gezwungen, und jeder und jede tat den innersten Gedanken kund, der sie während des Lesens beschäftigte.

Es enthüllte sich, daß eigentlich niemand zugehört hatte. Die Wachgebliebenen waren in Gedanken bei irgend einem Klatsch, der nunmehr unaufhaltsam ihren Lippen entstürzte.

Einige der Herrn Kollegen bemerkten mit abweisender Miene: »Der gehört nicht zu unserer Clique«. — »Er steht draußen.« — »Er gilt nichts«.

Die halb eingeschlafenen Gäste aber wiederholten mit monotonem Tonfall: »Wenn es nur vorbei wäre! Wenn nur das Souper käme!«

So summte und surrte es um den Kopf des Dichters.

Tieferschüttert ließ er das scharf violette Bändchen mit den gelben Zwiebelblumen seinen Fingern entgleiten und rief laut in den Saal: »Ihr Unwürdigen, denen ich so Schönes gelesen über die Freiheit der Kunst, die Pflicht zur Schönheit und die neuen Gesetze der Liebe, wehe über euch, undankbare Zeitgenossen! Meine Zeit versteht mich nicht, wäre ich zu einer andern Zeit geboren!«

Kaum hatte er den Wunsch ausgesprochen, schlug die verzauberte Uhr noch einmal und zwar meldete sie einen Tag, der mehr als fünfzig Jahre zurücklag.

Siehe, da versank der Jugendstil mit allen zugehörigen Personen lautlos, klaglos.

Andere Wände schlossen den Dichter ein und er befand sich in ganz anderer Gesellschaft. Noch vom elektrischen Licht geblendet, gewöhnten sich die Augen des Verzauberten nur mühsam an den Dämmerschein einer kleinen Lampe, die sich mitten auf einem runden Tisch befand. Der Tisch stand vor einem tiefgründigen, steifgeblümten Sofa, versehen mit weissen gehäkelten Schutzdeckchen. Im Kreis waren biedere, solide Stühle aufgestellt. Weiße, bläulich gestärkte Vorhänge hingen an den Fenstern, empfindlich stieg der Geruch der frischgescheuerten weißen Diele in seine Nase.

Jetzt wußte er, daß er zu Besuch bei seinen Biedermeierahnen war.

Wie sittsam umgaben ihn die Profile der Tanten und Basen, deren steife Bleistiftporträts er oft gesehen! Ja, das waren sie mit ihren Schwanenhälsen, die sich aus gestärkten weißen Krausen oder schlichten Fichus mager emporreckten, das waren die peinlich glatt gescheitelten

Haare, die über dem Ohr ein wenig zusammengedreht, am Hinterhaupt in schlichten festen Zöpfchen aufgesteckt erschienen. Ja, das war der unvermeidliche Strickstrumpf!

Ein älterer Mann, der im verschnürten Schlafrock und in Pantoffeln dasaß, eine lange Pfeife rauchend, entschuldigte sich seines Anzugs wegen bei dem Ankömmling.

»Aber bitte, lieber Herr Großonkel,« sagte dieser, »Sie können ja gar nicht anders aussehen. Ich weiß es von ihren Bildern her.«

Bei dem Buch, aus dem er vorlesen sollte, einem echten Biedermeierbändchen, war von Papierverschwendung keine Rede. Im Gegenteil. Wie Käfer schienen die gotischen, eng aneinandergedruckten Lettern auf den kleinen Seiten zu krabbeln. Der schwarze Einband trug überzierte, unbegreifliche Schnörkel in sehr schlechter Goldpressung.

Der Dichter aber las.

Als er kaum begonnen, fühlte er des wichtigsten Onkels biedere Rechte auf seiner Schulter.

»Das ist welscher Quatsch, das ist nicht teutsche Art!« rief der Onkel mit Stentorstimme, und von allen sittsamen Profilen her hörte man ein Zirpen: »Es ist unmoralisch, es ist unmoralisch!«

Heftig entrüstet klapperten die Stricknadeln, die angefangenen Strümpfe schlenkerten auf possierliche Art in den aufgeregten Händen hin und her. »Unmoralisch! Unmoralisch!« Und der Dichter hielt sich die Ohren zu vor dem Klappern und Zirpen.

»Ihr Unwürdigen«, schalt er empört »diese Zeit ist meiner nicht würdig. Wäre ich in einer anderen Zeit geboren!«

Alsobald erfüllte sich auch dieser Wunsch. Die Zauberuhr schlug, das Jahrhundert umzustellen.

Er sah sich plötzlich in die Zeit des Rokoko versetzt.

Die Wände fielen ein, zu seinen Füßen bemerkte er statt der Diele bunten, feinen Sand;

grünen Kulissen gleich umstanden ihn hohe Hecken. Er sah sich in einem zierlichen Garten.

Vorwärts schreitend, begegnete er bald seinem Urgroßonkel.

Dieser trug sich elegant, mit gestickter Weste und seidenen Strümpfen, die Perücke stimmte gut zu seinem feinen Gesicht. Die Hände auf dem Rücken, gab er gemächlich einem Gärtner Befehle, der eine Buchspyramide zu der Form eines Löwen beschneiden sollte.

»Das ist recht, lieber Neffe«, begrüßte er den Jüngling. »Er kommt wohl, um uns aus seinem neuesten Opus vorzulesen. Die Dames und Demoiselles warten schon auf ihn im chinesischen Teehaus.«

Nachdem der Erstaunte von der artigen Gesellschaft im chinesischen Pavillon bewirtet war, führte man ihn in eine Grotte, wo er vorlesen sollte. Auf dem Weg hieß man ihn künstliche Figuren bewundern, die, von einer Wasserkraft in Bewegung gesetzt, allerlei Handwerke bei der Arbeit darstellten. Auch in der Grotte

gab es schöne, merkwürdige Figuren, üppige Helden und Göttinnen aus der römischen Mythologie.

Auf steinernen Bänken, deren Füße reich gearbeitet waren, nahmen die Gäste Platz.

Der in das Rokoko so plötzlich Versetzte räusperte sich und nahm ein Büchlein in die Hand. Der Einband war in reichem braunem Goldton gehalten, zierlich ornamentiert, innen schmückten illuminierte Kupfer den Text, und am Ende jeden Kapitels prangte eine reizend erfundene Vignette mit Masken, Amoretten und Blumengewinden.

Während er las, hörte er eines der Dämchen zum andern wispern: »Wird das unartig?« — »Hoffentlich, hoffentlich!« antwortete das andere.

Sonst konnte er die Aufmerksamkeit der Zuhörer nur loben, und las mit wahrer Begeisterung.

Doch plötzlich, was war das? Ein Tropfen war auf seine Nase gefallen. Nun regnete es vom Dach der Grotte.

Als sich der Lesende erstaunt umsah, mußte er mit Entsetzen von seinem Platz empor schnellen, denn aus der Marmorbank schoß eine Fontäne in die Höhe.

Ebenso aus den anderen Bänken; die ganze Gesellschaft stob mit Lachen und Kreischen auseinander.

Einige erreichten ein sicheres, trockenes Plätzchen, da sie die perfiden Wasserkünste schon kannten.

Der Neuling lief aber nach rechts und nach links, im Kreis herum, ohne sich retten zu können.

Meuchlings überfielen ihn die Wasserstrahlen von oben und unten, von allen Seiten.

Die scheinbar harmlosen Steinfiguren waren des Teufels und spritzten aus allen Öffnungen kaltes Naß.

Wütend in seiner Begossenheit rief er der kichernden Gesellschaft zu: »Euch ist nichts heilig, ihr treibt leidigen Schabernack mit den ernstesten Dingen. Ich will von eurer Zeit nichts wissen; wäre ich zu anderer Zeit geboren!«

Die Wunderuhr schlug, und die Rokokowelt war versunken.

Der Dichter fror aber noch immer nach dem unfreiwilligen Sturzbad, und fand keine Gelegenheit, sich zu erwärmen an dem Ort, wohin er gezaubert war.

Denn er stand in einem weiten, schönen, außerordentlich zugigen Saal, der zu einem hochgelegenen Schloß gehörte. Freilich waren die Ahnherren mit ihren Pelzschauben und die Ahnfrauen im dichtgeschlossenen Kopfputz etwas geschützt und schienen nicht unbehaglich um den weiten Mantelkamin versammelt, in dem mächtige Eichenklötze schwelten.

Von Zeit zu Zeit trieb der Wind den Rauch ins Zimmer, der Gesichter und Gestalten phantastisch umhüllte.

Das Buch, aus dem in der neuen Umgebung vorgelesen werden sollte, war eine dicke und schwere Scharteke in prächtigem ledergepreßtem Einband. Frau Justitia gab es auf dem Deckel zu sehen mit beiden Wagschalen in

der Hand in reichgefalteter Tunika. Auf der anderen Seite hielt ein Ritter sein Schwert. Beide Figuren waren sinnreich von Ornamenten umkränzt. Alle Anfangsbuchstaben im Werk leuchteten rot aus dem schwarzen Druck, namentlich schön waren sie in der Widmung ausgeführt, die einer Fürstlichkeit galt.

Der Inhalt begann mit einer langen, langen Praefatio.

Als sie zu Ende buchstabiert war und nun das eigentliche Werk anfangen sollte, schlug einer der Ahnherren gewaltig auf den Tisch, so daß zwei der Basen ängstlich zusammenfuhren, die sich mit ihrem Rosenkranz beschäftigt und gar nicht zugehört hatten.

»Das riecht nach Ketzerei, und in meinem gottesfürchtigen Haus will ich nichts davon hören«, sagte der gesinnungstüchtige Ahnherr.

Die Frauen flüsterten untereinander: »Ketzerei, Ketzerei!«, aber ein schöner blondlockiger Junge schwang sich auf des Vorlesers Knie und bat: »Ach, bitte, wollt uns lieber von der

letzten Hinrichtung erzählen, so ihr gesehen habt. Wißt, wie dem Mann die Zunge abgerissen wurde und die Ohren abgehauen!«

Der Dichter schüttelte ihn unwillig ab und rief: »Unverständig seid ihr und roh, ganz unwürdig meiner zarten Muse. Und den Schnupfen bekommt man außerdem in euren zugigen Gelassen! Wäre ich zu einer anderen Zeit geboren!«

Da fiel aus der Sanduhr, die an Stelle der Zauberuhr stand, so viel Sand, daß er das Schloß mit den frommen Ahnen begrub. Der Sand wuchs zu einem Berg, und angelockt durch einen Lichtstrahl, der von unten kam, drang der Dichter in das Innere dieses Berges vor, bis in eine Höhle, wo Feuer brannte und von blonden Weibern Auerochsstücke am Spieß gebraten wurden.

Hier war es warm.

Nackte und halbnackte Kinder balgten sich auf dem Boden.

Die Männer aber lagen auf Tierfellen und wer gegessen und getrunken hatte, schlief schnarchend in einer Ecke.

Einer jedoch, der wach geblieben, rief den Fremdling an: »Nun, Sänger, würze den Trank und verdiene dir den gebotenen Imbiß. Singe von Kriegstaten und den Freuden der Jagd!«

»Davon weiß ich leider nichts«, meinte dieser kleinlaut, die plumpe Harfe ungeschickt in Händen haltend. »Ich weiß nur zu sagen von der Pflicht der Schönheit, von der Freiheit der Kunst und von den neuen Gesetzen der Liebe.«

»Was sind das für Tiere?« lachte der Mann und wandte sich verächtlich ab. Dann tat er einen schrecklich tiefen Trunk und fiel um wie ein Stück Holz.

Aber die bösen Buben warfen mit Knochen nach dem Sänger, pfiffen, johlten, und schrien vergnügt: »Was sind das für Tiere?«

Mit Hilfe der Weiber gelang es, die Bande abzuwehren.

Eine der jüngeren Frauen wandte sich dem Verängstigten mitleidig zu, breitete ein Fell auf die Erde, reichte ihm ein Methorn und sprach: »Armer Sänger, die Götter haben dich wohl gestraft und deine Sinne verwirrt. Ruhe dich aus. Für uns Frauen liegt wie für die Götter etwas Heiliges im Wahn.«

»Du magst recht haben«, meinte der Dichter seufzend und ließ nach einem tiefen Trunk die Harfe seinen Armen entgleiten.

Endlich klug geworden, und nichts mehr von Zeiten und Menschen verlangend, legte er sich auf die Bärenhaut.

Die Herrscher

Wer sich nicht zu verstellen weiß,
weiß nicht zu herrschen.
Kaiser Friedrich der Rotbart.

Ein weiser Mann hatte die Erziehung von mehreren Jünglingen zu leiten.

Als die Lehrzeit vollendet war und die Jünglinge ihn verlassen wollten, gedachte er, ihr Herz zu prüfen.

Es waren drei Fürstensöhne; nur der vierte war unbekannter Herkunft. Niemand wußte, ob auch er das Kind eines Fürsten sei.

Während der Meister den Jünglingen die Hand zum Abschied reichte, stellte er die Frage: »Wie gedenkt ihr das Reich der Welt zu gewinnen? Wie gedenkt ihr über die Menschen zu herrschen?«

Da trat der erste Fürstensohn vor. Es war ein starker Jüngling mit herrischem Kinn, mit kühner Adlernase und geschwungenen Brauen. Er preßte die Lippen zusammen und sagte: »Die Menschen sind feig. Durch Furcht will

ich sie zwingen. Ehern soll mein Wille auf ihnen lasten. Nie will ich mich anders zeigen als von furchtbarer Majestät umgeben, vom Schritt gepanzerter Mannen umdröhnt. Meine Stimme soll donnern über die Lande und mein Blick Entsetzen erregen wie der Blitz des Himmels. Also will ich die feigen Menschenherzen meistern und über sie herrschen.«

Doch der weise Mann schüttelte das Haupt.

Da trat der zweite Fürstensohn hervor. Er war ein sehr schöner Jüngling mit sanften Augen, mit goldblonden Locken und schmalen, weißen Händen. Er sprach: »Ich möchte keine Furcht in die Menschenherzen jagen. Die Menschen brauchen Liebe. Liebend will ich sie beherrschen und nichts anderes als Liebe von ihnen fordern. Nie zeige ich mich mit Gepränge und furchtbarer Majestät. Ganz einfach will ich gehen, mich unter die Leute mengen, als gehöre ich zu ihnen. Jedem will ich lächeln, jedem Freude bereiten. So werde ich dankbare Herzen mein eigen nennen und das Reich

der Welt erobern, wie die Sonne ihr Reich erobert: mit Wärme und freundlichem, auf alle herabstrahlendem Licht.«

Doch der weise Mann schüttelte das Haupt.

Da trat der dritte Fürstensohn zu ihm. Er war nicht stark und nicht schön, aber sehr reich. Man merkte es an seinem Gewand, das von Gold und edlem Gestein starrte. Auch war sein Ausdruck voll Zuversicht. Er sprach: »Was Furcht, was Liebe! Ich bin nicht stark und nicht schön, aber ich will euch trotzdem übermeistern. Die Menschen sind alle käuflich; und ich habe Gold. Mein Vater besitzt das reichste Bergwerk. Aus dem Schoß der Erde kann ich solche Schätze raffen, daß ich auch Leute bewerten kann, die kostbar tun und im Preis hochstehen. Was ich kaufe, ist mein. Mit Gold will ich die Menschen beherrschen.«

Doch abermals schüttelte der weise Mann sein Haupt.

Nun trat der Jüngling hervor, dessen Ab-

kunft rätselhaft war und der vielleicht gar nicht aus fürstlichem Geschlecht stammte. Er war nicht stark, nicht schön und nicht reich. Er hatte eine häßliche, armselige Gestalt, war klein und verwachsen; auch trug er ein dürftiges Gewand. Nur um Äuglein und Mund blitzte ein kluger, boshafter Zug. Er stellte sich vor den Meister hin, breitspurig auf seinen dünnen Beinchen, und sagte frech, mit spöttischem Lachen: »Ich bin nicht schön, nicht stark und nicht reich. Ich bin auch kein Fürstensohn, sondern der Schande Kind. Dennoch werde ich das Reich der Welt gewinnen, dennoch werde ich besser, als es Furcht, Liebe und Gold vermögen, über die Herzen der Sterblichen herrschen. Denn ich verstehe ihnen zu schmeicheln.«

Da umarmte ihn der weise Mann und sprach: »Ja, du wirst in Wahrheit ein Herrscher, mein Sohn, während jene nur scheinbar herrschen. Denn du kennst die Menschen.«

Drei Spieler und drei Teufel

Ein Nachtspuk

Spiel mag gar selten sin on sünd.
Seb. Brant, Narrenschiff.

Es war spät. Sie hatten verspielt. Sie gingen hinaus in die leise atmende, ruhig schmeichelhafte, weiche Nacht. Hinter ihnen lag die grelle Blendung und Atemlosigkeit des Spielsaals. Ihrer drei gingen sie zusammen, die zuerst in einer dumpfen, beinahe schönen Betäubung dort heraustraten und von der Sternennacht empfangen wurden.

Sie sahen sich an, ohne sich zu sehen, und von allen dreien, die gleiches Schicksal getroffen, hatte keiner für den Schicksalsgenossen auch nur den flüchtigsten Blick und Gedanken. Sondern still verbissen ging jeder seinen Weg.

Und des Ersten Weg führte scheinbar geradeaus, unwiderstehlich zu einem bunt erleuchteten Lokal, einer Bar unten in der Stadt, in der verrufenen Gasse.

Er taumelte hin zum Licht wie ein Falter.

Dumpf dachte er etwas und eigentümlich dumpf lachte er dazu. »Ich bin hübsch und jung,« meinte er, »das gilt auch was. Damit läßt sich viel anfangen in höchster Not. Sie haben auch ein Herz und Augen und Sinne, die käuflichen alten Mädchen. Ich finde wohl eine, die gut zu mir ist und mir Absinth einschenkt, da drinnen . . .« Und als wäre er schon so betrunken, wie er wünschte, stieß der Spieler schwer die Tür auf.

Ein kleiner Teufel aber, der ihm bisher wie ein Seidenäffchen im Nacken gesessen und ihm wohl diesen Gedanken ins Ohr geblasen hatte, rieb sich die ekelhaften Händchen und zeigte ein rotes Zünglein voll Vergnügen.

Der zweite Spieler ging an der Bar vorbei, ohne den Lichtschein, der doch bunt genug war, zu bemerken. Er war lang und hager. Ihm nach, immer ihm nach schleppte sich ein seltsames Schattengebilde. Es formte mit dem Spieler zusammen ein doppelköpfiges Ungeheuer.

Der eine Kopf mit zwei Armen und Beinen gehörte einem seltsamen Teufel an, der schwarz und dabei durchsichtig war wie berußtes Glas. Er hielt sich so eng geklammert und geschmiegt an den Wandelnden, daß sein Dunkel sich ganz in dessen Dunkel einstimmte. Und er trieb zur Eile, zeigte gleichsam den Weg an, den der sonst Irrende hätte suchen müssen.

So ging's hinab an den Strand, den Strand entlang und weit über den Stadtteil hinaus, der am Tag belebt war, in die Einsamkeit, wo sich Felsen aneinander drängten wie geduckte, nicht zu enträtselnde Tiergestalten.

Aber schwarz wie Tinte erschien hier die Flut und weißen Armen gleich schwamm der Schaum immer wieder heran. Darüber flimmerten die Sterne.

Der Spieler blickte zu ihnen empor.

Vielleicht hatte er sie noch niemals so genau betrachtet, denn er war nächtlicherweile nie einsam gewesen, sondern stets in munterer Gesellschaft, die für Himmelslichter kein Interesse hatte.

Nun merkte er zum erstenmal, obwohl er an ganz anderes dabei dachte, daß diese Himmelslichter verschiedenfarbig funkelten, rot, violett, blau. Aber als er länger hinschaute, verschwanden die Farben wieder, die Sterne wurden golden, rund und golden, hingestreut auf dem dunklen Himmelsteppich, wie jene verhexten kleinen und großen Goldstücke, die ihm davongerollt waren auf dem Teppich des Spieltisches.

Grimmig hätte er mit einem großen Rechen die Goldstücke dort oben fortnehmen wollen, herunterschaufeln, hineinschütten in die dunkle Flut.

Sie zerstreuten ihn so töricht von seinem Vorhaben. Er war doch mit einem Zweck hierhergekommen, mit einer ganz bestimmten Absicht.

Was war es doch?

Die brüderlich angeschmiegte Teufelsgestalt half ihm in der Tasche suchen, drückte in seine Finger den zierlichen Todesvollstrecker, das Ding mit dem glänzenden glatten Lauf.

Er strich daran auf und ab mit der Hand und überlegte ziemlich fest und klar. Wie, wenn er fehlte? Sich nur verwundete? Wenn er, wie es einem anderen Spieler jüngst geschah, sich nur zum Krüppel, zum Blinden schoß? Die Nerven können nachgeben nach einer durchspielten Nacht. Warum ist es so schwer, sich aus der Welt zu schaffen? Wenn es nicht so schwer wäre, so unsicher, es gäbe mehr Platz, das Menschengedränge würde lange nicht so dicht sein. Am besten: diese scharfgratige Klippe besteigen, sich ganz an den Rand halten und feuern! Dann müßte man jedenfalls kopfüber ins Wasser stürzen, dann würden die schaumweißen Nixenarme umschlingend nahen, den Leblosen hinunterziehen, mit sich fort, weit . . . weit!

Er klimmt hinauf. Sein Teufel hilft ihm dazu, ganz liebevoll auf diesem letzten Weg.

Schön ist es da oben auf der Klippe. Noch einmal muß er die Sterne ansehen. Sollten das auch bewohnte Welten sein? Wie schrecklich, wenn

die reinen, von fern klaren, schimmernden Sterne auch von widerlichem Lebensgewimmel bekrochen wären! Ein Idealist schrieb, die Erde sei ein noch wenig entwickelter Stern. Reicher, höher, lebenswerter sei das Leben gewiß auf den entwickelten Welten. Etwa dort auf dem Mars, auf dem Jupiter. Ungeheuerlicher Gedanke! Noch mehr Leben, noch mehr Leid, noch mehr Unsinn, nicht nur hier, auch dort, überall in dem übervölkerten Himmel! Unendliche Wiederholung derselben sinnlosen, wenn auch sich reimenden Reime! Kann irgend ein Leben vorkommen, der Mühe wert, gelebt zu werden? In seinen Ohren schien's zu gellen: Nein, nein, nein!

Das Gellen tat weh. Er hob die Waffe zum Ohr, das Geräusch zu töten. Er drückte ab. Kopfüber glitt er hinunter. Und die schaumweißen Nixenarme öffneten sich gastlich. Aber auf der Klippe reckte sich triumphierend eine Teufelsgestalt, mit stolz gestreckten, scharf ausgezackten Flügeln. Langsam hob sich das

Wesen und schwebte über das Wasser, während die Sterne bleicher wurden.

Ganz schnell war der dritte Spieler die Straßen der Stadt auf- und abgelaufen, die liebe lange Nacht. So schnell, daß ein kleiner, rundlicher, etwas hinkender Teufel Mühe hatte, ihm nachzukommen, und sehr außer Atem geriet. Bald raste der Spieler die langen geraden Straßen eines neuen Viertels hinunter, bald klomm er in der Altstadt die Hügel hinauf in den vielgewundenen, nach Fischen duftenden Gassen. Was nun? So rief es in ihm. Wenn er noch so rennen und rasen mochte in den engen, schmutzklebenden Sträßlein, liefen sie nicht überall mit, die behenden, pfeilschnell schießenden Vorwürfe? Drohten sie nicht aus jedem Hinterhalt, die Steinwürfe der Reue?

Endlich wurde er müde und tappte nur noch an den Mauern entlang. Übellaunig schlich der hinkende Teufel hinterher. Die Sterne erblichen, der graue Tag trat bescheiden an.

Kaum war seine Leuchte flackernd entzündet, wurden da und dort die Geschäfte des Alltags laut. Zuerst ein leises Ticken, Klopfen und Hämmern in der Hafenstraße, wo der Ermüdete an den Häusern schlich, dann lautes Rufen, Sprechen und Schelten.

Fast ihm ins Gesicht flog herzhaft ein Türflügel auf. Und drinnen in der Werkstatt sah der ernüchterte Spieler, befremdet über das laute Leben, den Meister Schreiner mit verschlafenen Gesellen Bretter hobeln und sägen.

In den scharfen Sägeton mischte sich das scharfe Wort des Alten, wie träg die Jugend sei und keiner wolle sich zur Arbeit halten.

Da zog der blasse Spieler langsam die Handschuhe aus, die feinen, hellen Handschuhe, die er beim Verlassen des Saales zerstreut über die Finger gestreift. Er musterte seine Hände. Sie waren gepflegt, aber kräftig und sportgewohnt. Schnellen Rucks zog er den Rock aus, warf ihn fort, stand da in Hemdsärmeln, froh, als sei alles weggeworfen, was so schwer

auf ihm gelastet hatte. Breit trat er in die Tür, fast bittend die Arme vorgestreckt: »Ich suche Arbeit.«

Pfauchend und ärgerlich fuhr der hinkende Teufel in einen schwarzen, grünäugigen Kater, der bereit war, sich dem Fremden feindlich entgegenzustellen. Aber einer der Gesellen verscheuchte lachend das Tier und es floh um die Ecke . . .

Der Funke der Wahrheit

Nehmen sie einem Durchschnittsmenschen die Lebenslüge, so nehmen sie ihm gleichzeitig das Glück. Ibsen.

In stürmischer Nacht betete der Einsiedler in seiner Hütte. Er betete für seine Freunde, die hundertjährigen Bäume des Waldes, die er stöhnen und klagen hörte unter der machtvollen Umarmung des Sturms.

Die kleine Einsiedelei war hell erleuchtet durch die Blitze, die ohne Unterbrechung einander folgten in gewaltigem Lichtstrom. Durch die enge Fensterluke sah man grauweiße Hagelwolken vorüberziehen. Hin und her gepeitscht ächzten die Baumkronen um die Einsiedelei, die wie ein Nest in deren Schutz gebaut war.

Da klang durch das mächtige Tosen der Hilferuf einer menschlichen Stimme. Der Einsiedler öffnete, verirrte Wanderer einzulassen.

Eine Frau in schwarzem Gewand und verhüllt mit schwarzen, durchnäßten Schleiern trat ein und führte einen kleinen Knaben an der Hand.

Kaum hatte sie sich einige Schritte vorwärts in die Hütte geschleppt, sank sie zusammen und fiel mit dem Gesicht auf den Boden. Von ihren Gewändern, die eng an den Leib geklebt waren, strömte das Wasser in unaufhaltsamen Bächen.

Das Kind fing zu weinen an.

Der fromme Mann half der Frau, so gut er konnte. Doch alt und schwach, wie er war, vermochte er nicht sie aufzurichten, sondern nur ein wenig zu drehen, so daß sie ausgestreckt liegen blieb, das fast erloschene Auge zu Boden gerichtet. Er kniete neben ihr und flößte ihr mit Mühe belebende Tropfen ein. Sie stützte den Ellenbogen auf und hob ein wenig den Kopf. Mit letzter Kraft sprach sie laut. Es klang hohl und feierlich. Grauenvoller Donner begleitete jedes Wort:

»Heiliger Mann, ich sterbe, ich sterbe an einer Lüge, ich vertraue dir den Knaben. Sag ihm, wiederhol ihm stets, daß seine Mutter an einer Lüge starb. Er soll ausziehen und

den Funken der Wahrheit suchen! Das ist mein letzter Wille. Sag ihm, er soll die Lüge packen ohne Angst, in welcher Larve, in welcher Verkleidung sie naht. Er soll ihr die Gewänder abreißen ohne Scheu. Er soll ihr ins falsche Antlitz leuchten mit dem Funken der Wahrheit!«

Sie schloß die Hände fest ineinander und öffnete die Augen ganz weit, als wolle sie den geträumten Funken mit ihren Blicken erfassen.

So fand sie der Tod.

Fünfzehn Jahre später ergötzte sich auf einer Lichtung desselben Forstes eine fröhliche Gesellschaft an neckischem Spiel. Über das weiche Moos, zwischen dessen dunkelgrünem Teppich Frühlingsblumen die Köpfchen sonnenlüstern in die Höhe reckten, glitten die schlanken Füße jugendschöner Mädchen, eilten die Jünglinge, nach anmutiger Beute zu haschen. Zu leichter, lieblicher Musik wurde getanzt,

sobald einer der Jünglinge ein Mädchen im Lauf ereilte.

Unter einem Thronhimmel saß die Prinzessin.

Aber sie freute sich nicht über den Erfolg des Festes, das man um ihretwillen gerüstet; kaum hielt sie es für nötig, ihr gelangweiltes Gähnen hinter dem kleinen Federfächer zu verstecken.

Mit einemmal belebte sich ihr Blick, der Überdruß, die schlechte Laune verschwanden.

Sie sah einen ganz jungen Fremden aus dem Wald kommen, schlank, kräftig und seltsam schön.

Zögernd kam er näher und schützte die Augen mit überdachender Hand, als habe ihn die Herrlichkeit der Prinzessin geblendet.

»Der Prinz meiner Träume!« sagte sie und preßte die Hand auf's Herz. Dann lächelte sie ihm zu und rief: »Willkommen, mein Prinz. Nicht wahr, du bist doch der Sohn unseres königlichen Nachbarn, der manchmal in diesem

Forst zu jagen pflegt? Nimm teil an meinem Fest und setze dich zu mir!«

Einige Jünglinge umringten den Fremden und begrüßten ihn als Königssohn.

Aber dieser schüttelte die Locken: »Ich bin kein Königssohn. Ich bin arm und ein Waisenknabe. Man nennt mich Hans. Meine Mutter hat mich, ehe sie starb, einem Einsiedler anvertraut, als ich noch klein war. Jetzt ist der fromme Greis gestorben und ich suche den Weg in's Leben, zunächst den Weg aus diesem Wald hinaus, um eine große Aufgabe, die mir bestimmt ist, zu erfüllen.«

Die Prinzessin raunte ihren Hofdamen in's Ohr: »Achten wir sein Geheimnis!« Und sagte dann laut: »Schöner Fremder, wer du auch seist, du bist der Jüngling, den mir das Schicksal zum Gatten bestimmt hat. Ich habe dich im Traum gesehen und erkenne dich wieder. Ich will meinen Ring an deinen Finger stecken und du wirst mit mir in meinem Königreich herrschen. Es ist ein großes Land,

ich selbst kenne seine Grenzen nicht, du mußt nur das Knie vor mir beugen und eingestehen, daß ich die Schönste aller Prinzessinnen bin.«

»Aber ich habe noch gar keine Prinzessin gesehen«, antwortete Hans. »Übrigens glaube ich gar nicht, daß du die Schönste bist. Denn ich finde dich gar nicht hübsch, deine Augen sind zu klein und deine Nase ist viel zu lang.«

Die Prinzessin erblaßte. »Welch ein Irrtum!« rief sie. »Diesen gemeinen Abenteuerer habe ich für einen Königssohn gehalten. Aus meinen Augen mit ihm! Werft den Lästerer in den Geduldsturm, auf daß er vergessen werde!«

Rasch wurde Hans von einigen Stallknechten ergriffen und auf ein Pferd gebunden. Man ritt mit ihm zu dem Gefängnis, das der Geduldsturm genannt wird.

So begann der Lebensweg des Jünglings, der auszog, den Funken der Wahrheit zu suchen.

Gefesselt wurde er dem Wächter des Kerkers übergeben, der ihn unzählige Stufen hinaufsteigen ließ, um ihn auf dem Dachboden des Turmes in einem glühend heißen Raum unterzubringen.

Durch die kleine, vergitterte Luke sah er den freien Wald, und als er das Gesicht fest an die Stäbe preßte, erkannte er, daß den Turm ein breiter Graben umgab, dessen Wasser in glasiggrünen Farben glitzerte. Seerosen blühten auf seinem Spiegel.

Hans rasselte mit seinen Ketten und seufzte laut.

Da vernahm er eine menschliche Stimme, die aus der Nebenzelle kam und ihn fragte: »Warum hat man dich eingesperrt?«

»Weil ich einer Prinzessin die Wahrheit gesagt habe«, erwiderte Hans.

»Und mich, weil ich einem König die Wahrheit gesagt habe«, rief der andere Gefangene. Glücklich, einen Zuhörer gefunden zu haben, predigte er: »Wir hatten beide Unrecht, mein

Lieber. Die Großen der Erde wollen angelogen sein und haben recht. Damit sie an sich selbst glauben können, müssen wir uns stellen, als glaubten wir an sie. Wenn wir ihnen aber Zweifel einflößen, dann schwanken sie, und es ist nicht gut, daß diejenigen, die führen müssen, unruhig tasten oder zögern. Alles kann ihnen verziehen werden, nur die Unentschlossenheit nicht.«

So sprach der Nebengefangene, aber Hans achtete nicht auf ihn, denn er entdeckte mit großer Freude, daß man vergessen hatte, ihm sein Jagdmesser zu nehmen. Noch schleifte er die schwere Kette, von den Handschellen hatte sich der gelenke Bursche befreit.

Nun ging er daran, mit Hilfe des starken Messers auch die Glieder der Kette zu zersprengen und stand nach einiger Zeit fesselos inmitten der Zelle.

Dann versuchte er seine Kraft an den Eisenstäben des Fensterchens und war erstaunt, daß sie beinahe ohne Widerstand nachgaben. Aber

trotzdem keine Möglichkeit zur Flucht! Traurig sah er auf das Wasser, das tief unten zu Füßen des Turmes schlummerte.

Langsam schlossen sich im scheidenden Sonnenglanz die Kelche der Wasserrosen, doch mit einem Male leuchtete aus den grünen Fluten ein weißer Leib empor, weiße Arme teilten die leise sich kräuselnden Wellen, ein weißes Antlitz tauchte auf, umrahmt von nachtschwarzen Haaren. Die Erscheinung hob sich aus der Flut und wiegte bald die vollen Hüften auf dem Wasserspiegel.

»Komm herunter!« hörte er das Wasserweib mit verführerischer Stimme rufen. »Fürchte den Sprung nicht, ich fange dich in meinen Armen auf.«

Hans schloß die Augen und sprang tapfer in die Tiefe.

Als er nach einer langen Ohnmacht die Lider aufschlug, fand er sich im weichen Gras der Wiese gebettet, die den breiten Graben jenseits des Turmes umgab. Sein Kopf lag auf den Knien

der Frau mit den weißen Armen und dem weißen Antlitz, umrahmt von nachtschwarzen Haaren.

»Ich habe dich gerettet, Wahrheitsritter«, sagte sie lachend. »Ich habe mir diesen Scherz gegönnt, dich zu retten, obwohl ich weiß, daß du aus Verachtung für mich und meinesgleichen in deinem Leben nichts als verhängnisvolle Dummheiten machen wirst. Sieh mich an. Ich bin eine Wasserfrau. Und die Wasserwellen sind trügerisch. In bin eine Tochter der Lüge, wie meine Schwestern. Wir alle lügen, wir alle bezaubern, wir scheinen gut und sind boshaft, wir scheinen boshaft und wir sind gut. Auch meine Freundinnen lügen, die Töchter der Luft, der Erde und des Feuers. Unser Inhalt ist Lüge. Alles, was wir berühren, täuscht und trügt . . . . Lüge ist das heilige Wesen der ganzen Natur.«

Nach diesen Worten küßte die Wasserfrau den Jüngling auf die Lippen.

Doch er sprang in die Höhe voll Schrecken und Abscheu vor seiner Retterin.

Mit dem Ärmel wischte er den Kuß ab, den er bekommen hatte, und floh in der Richtung des Waldes, verfolgt von dem lauten, perlenden Lachen der Wasserfrau; so schnell er lief, noch lang hörte er ihr Gelächter zusammen mit dem Quaken der Frösche.

Außer Atem erreichte er den Wald, versteckte sich in dem dichten, heimlichen Buschwerk, legte sich nieder und schlief bald ein, überwältigt von seinen ersten Erfahrungen.

Lebhaftes Sprechen erweckte ihn. Junge Burschen und Mädchen seines Alters lugten durch die Blätter in sein Versteck; sie trugen blühende Zweige in den Armen und plünderten die frühlingsfrohe Pracht des Waldes.

»Steh auf, Faulpelz!« riefen die jungen Leute, »Du kannst uns helfen, die Arbeit drängt und wir haben nicht Arme genug.«

»Ich verlang mir nichts Besseres«, antwortete Hans. »Gebt mir nur ein Stück Brot, damit

ich meine Kräfte wieder gewinne, dann helfe ich von Herzen gern.«

Während der Arbeit hörte er, daß die Zweige und Blumen zu Ehren eines Gottes gebrochen wurden, dessen Heiligtum in der Nähe sei. Dort wurde ein Fest vorbereitet, an dem die Gottheit ein Orakel verkünden sollte.

Und Hans vernahm, daß dieses Orakel das Schicksal des ganzen Landes bestimme.

Mit den anderen ging er zur Stadt, die sich an das Heiligtum des Gottes lehnte.

Leicht trug er an einer Garbe rotblühenden Dorns. Manch Blumenblättchen hatte sich vom Stil gelöst und war auf das schwarze Haar des Jünglings gefallen.

Frauen und Mädchen, die ihm begegneten, stießen sich an und sagten: »Seht nur, wie schön er ist!«

Auch die Priester im Tempel betrachteten ihn mit Aufmerksamkeit. »Den Jüngling könnten wir brauchen«, meinte der eine. »Er eignet sich, das Bildnis des Gottes zu krönen und

aus den goldenen Schalen den Wein in das Opferbecken zu gießen.«

Sie führten ihn zum Oberpriester.

Nachdem dieser — ein bejahrter Mann von majestätischem Ansehen und Gebahren, gekleidet in ein Gewand, auf dem die Wunder des Gottes in Gold gestickt prangten — dem Jüngling einige Fragen gestellt, gebot er den andern Priestern, sich zu entfernen.

Kaum war das Tor hinter ihnen geschlossen, so breitete der Oberpriester die Arme auseinander und schloß den Jüngling mit bebender Freude an die Brust. »Mein Sohn!« rief er, «mein geliebter Sohn. Ich habe dich gleich erkannt an der Ähnlichkeit mit deiner Mutter und deine Erzählung gab mir volle Gewißheit. Wir Priester dürfen uns nur mit Frauen unserer Kaste vermählen. Deine Mutter stammte aus einer andern Kaste, so mußte unsere Liebe heimlich blühen, denn schwere Strafe lastete auf unseren Häuptern. Die allzu zartbesaitete Seele deiner Mutter konnte das Gewicht der

Lüge nicht ertragen, unter der sie leben mußte, um unsere geheime Liebe und dich zu schützen. Ihre Sinne verwirrten sich und sie verschwand mit dir in den Wald. Jetzt wirst du bei mir bleiben, mein Sohn, im Tempel und im Dienst unseres Gottes. Nach meinem Tod wirst du meine Priesterbinde, meine Macht und meinen Reichtum erben. Ich werde dich in alle Geheimnisse des Tempels einweihen und dich die Pfade meiner Weisheit führen. Morgen feiern wir das Fest des Gottes, bei dem er im Orakel zum Volk sprechen wird. Du kannst mein Gehülfe sein. Ich werde dir zeigen, was ich von dir verlange.«

Der Oberpriester führte den Wiedergefundenen in die Gewölbe des Tempels, wo sich der versteckte Eingang in das hohle Erzbild des Gottes befand. Für einen schlanken Jüngling bot es genügend Raum. Hans hätte darin die Worte sprechen sollen, die sein Vater ihm einzuprägen dachte.

Doch der Sohn wendete sich erzürnt von

seinem väterlichen Lehrer ab und rief: »Das ist ja Lüge!«

»Gewiß«. Der Priester lächelte. »Aber die Lüge ist nützlich und notwendig. Durch Lüge werde ich morgen das Schicksal meines Volkes retten. Ich habe durch geheime Boten erfahren, daß der König des Nachbarreiches einen Überfall plant, uns zu verderben. Es würde vergeblich sein, die Bürger zu warnen, denn keine menschliche Warnung wäre stark genug, sie in ihren Festen zu stören. Nur des Gottes Stimme klingt mit machtvollem Schrecken in ihre Freude und zwingt sie, sich zum Widerstand zu rüsten.«

Hans antwortete: »Schlechter Anfang, mein Vater, bringt kein gutes Ende. Die Kröte gebiert immer nur eine Kröte und aus der Lüge kann nur Verderben entstehen. Morgen im Tempel vor allem Volk werde ich die Wahrheit verkünden.«

»Dieser Frevel würde dir und mir den Tod bringen. Du wirst ihn nicht wagen. Tiefe Kerker öffnen sich für den Verräter.«

Damit glaubte er Hans eingeschüchtert zu haben.

Immerhin wählte er einen anderen Jüngling, die Worte des Orakels zu sprechen.

Am bestimmten Tag nahm der Anfang des Festes den gewohnten Verlauf.

Aus dem Inneren des Götterbildes, dessen Goldgewand und elfenbeinerne Glieder im Fackellicht glänzten, klang die Stimme, die vor dem nahen Überfall von Osten her warnte. »Reißt die Blumenkränze von den Häuptern und eilt zu den Waffen!« rief der Gott, als Hans sich aus der Schaar der Jünglinge löste, vorstürzte und mit leidenschaftlicher Rede das Geheimnis enthüllte.

Ein mächtiger Schrei durchdröhnte den Tempel, tausend Augen schienen ihn grimmig anzufunkeln, die Priester ergriffen, knebelten und schleppten ihn in ein unterirdisches Verließ.

Dort, viele Stufen unter der Erde, in einem feuchten, düsteren Gewölbe verlassen, riß der Jüngling den Knebel aus dem Mund und tastete

an den nassen Mauern entlang, ob er irgend eine Spalte entdecke. Mit seinen armseligen Kräften stemmte er sich gegen die Felsentür bis zur tiefsten Erschöpfung. Drei Tage und und drei Nächte raste er umsonst gegen die Mauern seines Grabes, bis ihn Hunger und Verzweiflung matt und stille machten.

Als er anfing, mit Geduld den Tod zu erwarten, hörte er plötzlich dumpfen Lärm, der sich von weitem dem Verließ näherte.

Ein Stück Mauer gab nach unter gewaltigem Krachen und Beben. Seine nachtgewohnten Augen blendete greller Fackelschein.

»Dieser lebt!« rief eine Männerstimme. »Vielleicht weiß er, wo die Schätze liegen. Der einzige Lebende unter all den Leichen.«

»Er stirbt vor Hunger«, meinte ein anderer. »Gebt ihm zu essen und nehmt ihn mit!«

Als Hans rasch zu Kräften gekommen war, vernahm er von den Männern, daß der König des Nachbarreiches die Stadt erobert und den Tempel zerstört habe, sie selbst suchten Gold

in den Trümmern, hätten bisher viel Tote gefunden, viel verbrannte und zerstückte Tote.

»Und der Oberpriester?« fragte Hans zögernd.

»Auch ihn fanden wir unter den Trümmern des Tempels erschlagen«, gab man ihm Nachricht.

Da verbarg der Jüngling das Gesicht in den Händen.

Doch der Gedanke an den Funken der Wahrheit gab ihm neue Kraft.

»Ihr seid Schatzgräber«, sagte er, »könnt ihr mir nicht angeben, wo der einzige Schatz zu finden ist, den ich suche, und der die Mühe des Suchens lohnt. Ich meine den Funken der Wahrheit.«

Einer unter den Männern erwiderte, daß er eine alte Hexe kenne, die möglicherweise etwas von diesem merkwürdigen Funken wisse. »Aber ich rate dir«, fügte er hinzu, »eher zu nehmen, was am Weg liegt und dich uns anzuschließen. Es gibt viel Tote in der Stadt und in manchem Haus sind Edelsteine ver-

steckt, die wohl heller leuchten als der Funke, von dem du träumst.«

Hans schüttelte den Kopf und bat, daß man ihm den Weg zur alten Hexe zeige.

Man lachte ihn aus, tat aber nach seinem Willen, und so begann er seine Wanderung, noch ehe der Morgen graute.

Die alte Hexe wohnte am Rand eines großen Sumpfes. Im Umkreis ihrer Hütte, die mit Schilf gedeckt war, nisteten die Wasservögel und schrien mit lauter, warnender Stimme, sobald sich jemand der trostlosen Gegend näherte.

Hans fand die Tür halb offen und konnte von außen sehen, daß die Alte auf einem Haufen dürrer Blätter in einer Ecke des Raumes lag.

»Du kommst gerade noch zu rechter Zeit!« rief sie ihm zu. »Meine Stunden sind gezählt, und ich bin das einzige Wesen auf der Welt, das den Ort kennt, an dem der Funke der Wahrheit vergraben liegt. Nahe der Quelle,

die von Norden den Sumpf bewässert, wirst du eine Wiese finden, auf der das Gras geiler und grüner steht als sonst in der Gegend. Dort findest du einen festgetretenen Kreis, die Spuren eines Elfenreigens. Wenn du den Boden an dieser Stelle aushebst, wirst du einen Graben entdecken bis an den Rand voll von Glassplittern, bunten Steinchen und anderen Scherben. Dort liegt, in einer kleinen Birne aus dünnem Glas verschlossen, der Funke der Wahrheit!«

Die Alte schwieg und winkte einem Kranich, der mit wichtiger Miene am Fußende ihres Lagers stand. »Geh, mein Freund«, sagte sie zu dem Vogel, »und zeige diesem Jüngling den Weg, bleibe bei ihm und bringe ihm zu seiner Nahrung Fische, wie du es für mich getan hast.«

Wie es die Hexe befohlen, tat der Kranich. Bald flog er und bald lief er, um Hans die trockenen Pfade zu zeigen, die den Sumpf durchquerten, nur kenntlich für den kundigen

Wanderer. So brachte der geflügelte Führer seinen Schutzbefohlenen bis zur Wiese, auf der das Gras geiler und üppiger stand, als sonst in der Gegend.

Nach langem, geduldigem Suchen entdeckte Hans endlich den Kreis, auf dem die Füße der Elfen und Kobolde bei ihrem Reigen im Mondschein Blumen und Halme geknickt hatten.

Mit Hilfe eines Spatens, den er aus der Hütte mitgenommen, nahm er den Rasen ab und fand den Graben, wie ihn die Alte beschrieben.

Es gehörte unendliche Geduld dazu, den Funken unter den spitzen, schneidenden Splittern und Scherben zu suchen.

Aber Hans machte sich ohne Zögern ans Werk.

Es dauerte Tage, Wochen, Monate, Jahre, doch die Ausdauer des Wahrheitsuchers erlahmte nicht. Leidenschaftlich verfolgte er sein Ziel, obwohl es fast unmöglich schien, bis auf den Grund der Grube zu kommen, in

der alle Scherben der Vergangenheit vereinigt lagen. Oft täuschten ihn glitzernde Splitter, deren Leuchten er für den Glanz des Zauberfunkens hielt, obwohl nur der Wiederschein des Tages auf ihren gebrochenen Flächen funkelte.

Seine Arbeit unterbrach er nur, um ein wenig zu ruhen oder um die kärgliche Mahlzeit zu bereiten und einzunehmen, die aus der Fischbeute des treuen Kranichs bestand und aus einigen selbstgesuchten Schwämmen und Beeren.

Als dreimal dreizehn Monate und dreizehn Tage vergangen waren, gelangte er bis zum schwarzen Untergrund der Grube. Von dort her leuchtete ein schwaches, eigenartiges Licht.

Ohne der Wunden zu achten, die ihm die Scherben in die Hände rissen, warf er mit Ungestüm alles zur Seite, was noch zwischen ihm und dem glitzernden Funken aufgeschichtet war.

Endlich ergriffen seine Finger eine kleine Birne aus durchsichtigem Glas, an deren Ende

ein Griff aus reinem Gold künstlich gebildet war. Inmitten dieser Birne strahlte freischwebend ein winziges Fünkchen, bald rot, bald giftig grün, wie Raubtieraugen schauerlich im Dunkel glühen.

Mit namenlosem Stolz steckte Hans den Schatz in die Tasche, verabschiedete sich von seinem Kranich und wandte sich wegwärts zu den Städten der Menschen.

In einem wunderbaren, ganz einsamen Palast wohnte der greise Fürst Johannes, der einst als Junker Hans das Fünkchen der Wahrheit ausgegraben.

Es hatte zu mancherlei gedient, das grausam Funkelnde.

Mühelos war es seinem Besitzer gelungen, einen spitzen Gipfel irdischer Macht zu ersteigen. Er war Herr unermeßlicher Schätze geworden, aber er hatte ein müdes Herz, eine nagende Sehnsucht, eine unnennbare Bitterkeit, einen rasenden Ekel davongetragen.

Überall leuchtete das Fünkchen unbarmherzig hinein in die unbeholfenen Launen der Natur, in die Ungerechtigkeit allen Geschehens, in die lächerliche Verschwendung und den heillosen Geiz des Lebens.

Es deckte den Krieg aller Geschöpfe auf auch unter scheinbarem Frieden, die Bosheit und Niedertracht von Pflanze, Tier und Mensch enthüllte sich schamlos. Das gemeine Gedräng allen Daseins konnte Johannes nie aus den Augen verlieren.

Der Ton der menschlichen Stimme gab ihm Grauen, die Geräusche der Welt taten seinen überempfindlichen Ohren jammervoll weh, denn er hörte alles Falsche und Niederträchtige aus den Stimmen.

Er fühlte durch und durch bis ins tiefste Mark, was kleinlich war und gemein.

Er konnte nicht fliehen vor dem Bewußtsein furchtbarer Vergänglichkeit.

Schimmel und Verwesung sah er bei allem Blühendem am Werk; um den Menschen her

und im Menschen selbst ein unheimlich rastloses Vergehen und Modern.

Die Gabe war ihm geworden zu erkennen, wer morgen sterben sollte. Nicht mit Erbarmen sondern mit ohnmächtigem Groll sah er zu, wie die Todesreifen mit ihrem letzten Heute umgingen.

Umsonst begehrte er des Rausches und der Eitelkeit. Der Rausch versagte dem ewig nüchternen Besitzer des Fünkchens der Wahrheit, die Eitelkeit zeigte sich als Spreu und Splitter.

Heimlich beleuchtete er mit dem roten Auge seines Fünkchens das Weib seiner Liebe, eingewiegt in seinen Armen, eingeschlafen unter süßem Kosewort, und ihr Herz war bloßgelegt und war voll Falsch.

Den Freund, dem er das Leben gerettet und mehr als das, dem er gewissenhaft den Schatz der Ehre betreut, beleuchtete er mit dem grünen Auge seines Fünkchens. Und des Freundes Herz war voll Arglist und Trug.

Diener und Unterstützte, Gäste, die schmeichelten und sich gütlich taten an seiner Tafel, allen leuchtete Johannes plötzlich mit seinem Fünkchen in das gleisnerisch geglättete Angesicht. Und er sah ihre boshaften Zungen in den leckeren Mäulern und sah, wie die zum Empfang der Gabe ausgestreckte Hand sich hinterrücks zur Faust nach ihm ballte.

Da überschüttete er sie mit Gaben, daß sie erstickten, da sandte er seine Wohltaten schneidend, wie Peitschenhiebe nach ihnen aus.

Sie aber haßten ihn, legten an allen Ecken und Enden Feuer des Hasses an, bis er nicht mehr atmen konnte vor dem Qualm und Rauch der übelriechenden Flammen.

So geschah es, daß er sich am Ende seiner Tage vor ihnen flüchtete in jenen einsamen, totenstillen Palast.

Jeder Dienst geschah hier durch künstliche Maschinen, auf daß dem einsamen Hasser kein Hauch des Lebens widerlich entgegenstünde.

Auch kein Tier und keine Pflanze durften in seiner Nähe sein, nur Steine und Metall. Diese bildeten in allerhöchster Pracht Haus und Hain.

Ein einziger Laut war in dem großen Schweigen wach, das er um sich geschaffen. Dies war das Plaudern einer starken Quelle, die quer durch den Marmorgarten floß, wo Obelisken und Säulen aller Art und Farbe statt Bäumen standen.

Gleich einem käuflichen Weib, das unter echten und falschen Juwelen wie erdrückt, unter Schminke und falschem Putz schier unkenntlich erscheint, war die lockere Quelle in lauter Künstlichkeit eingefangen. Sie hatte nicht Gras und nicht Moos, nicht Feld und nicht Rain, nicht Blume zu spiegeln, noch Blatt zu liebkosen. Sie floß aus einem Berg von Gold in eine Schale von Silber, dann in eine Schale von Onyx, in eine Schale von Alabaster, in eine Schale von Opal.

Dann verschwand sie plötzlich in einem

Rinnsal von Demantsteinen. Oder erstarrte sie dort?

Waren es nicht Demanten, sondern war es Eis?

Obwohl also gefangen und verbannt in seelenloser Pracht, schwatzte der Quell nicht ohne Munterkeit von einer reichen Schale zur andern hin.

Zu diesem einzigen Lebenslaut in seiner Einsamkeit kam zuweilen schweren Schrittes Johannes, der Fürst.

Dann betrachtete er sein bleiches langes Angesicht, das ein Spitzbart noch verlängerte, in einem der Wasserspiegel und lauschte und lauschte dem Stimmlein der Quelle. Zuweilen gab er auch eine leise Antwort.

Doch jetzt waren Monde verstrichen, vielleicht Jahre — in dem Bannkreis, der den schweigenden Palast umgab, war kein Wechsel der Jahreszeiten zu bemerken — seit sich der Fürst nicht mehr zu seinem plaudernden Gefangenen begeben hatte.

Unterhalb des Palastes hauste er in einem wunderbaren Irrgarten voll geheimer Säle, Höhlen und Gänge, die ineinander mündeten. Hier gab es Treppen, Falltüren, Verließe. Und fern im Land, außerhalb des Zauberkreises, munkelte man von Furchtbarem, das sich darin begeben sollte.

Angelockt von den Märchenschätzen schlichen sich immer wieder Bittsteller zu dem Grausamen. Er führte sie in den Irrgarten. Sie kamen heraus, die Hände voller Klumpen Goldes, aber die Augen groß und entsetzt, die Füße voll Taumel, auf immer verwirrten Sinnes.

Keinem ersparte Johannes das Durchleuchtetwerden von seinem Funken.

Was von Menschen Heimliches zu erfahren war, wurde ihm unbarmherzig kund. Jeder Scham entblößt, hatte er sie alle gesehen. Er war mit Schmach und Qual und Entsetzen umgegangen, mit jedem Kitzel der Lust und geheimer Grausamkeit. Sein Funke hatte alles, was reizen kann zu Gut oder Böse, in Nichts

zerglüht. Ekelvoll schlackige Asche war übrig geblieben. Entvölkert sah er alles Wünschenswerte und alles Fürchtenswerte in dieser geheimnislosen Welt.

Da nahm er eines Tages den glasverwahrten Funken und bettete ihn tief in der festesten Truhe. Er vergrub die Truhe mit dem verhängnisvollen Schatz zu allertiefst in seinem unterirdischen Irrgarten, daß sie für immer unauffindbar sei.

Als er dies getan, begab sich Johannes zur Quelle seines Marmorhains, mit deren Stimme er gewohnt war, einzige Zwiesprach zu halten.

Dort rief er mit lauten Worten, alsobald geneckt vom Widerhall: »Laß mich ein Narr sein! O käme einer, o käme eine mit Trug zu mir! Mich zu belügen, mich zu narren! Ich habe der Wahrheit entsagt. Ich fluche jeder Wirklichkeit.«

Indessen er sprach, stieg aus dem Quell die Wasserfei empor, dieselbe mit weißem Angesicht und schwarzem Haar, die den jungen

Hans damals gerettet und deren Kuß er schmählich verachtet hatte.

»Zürnst du mir noch? Zürnst du meinen Schwestern, die da narren, die da lügen?«

So rief sie mit sprudelndem Übermut und neckte ihn.

»Ich kann Alles, ich kann Alles! Nur glaube mir, nur verkünde mich!«

»Ich glaube dir, ich verkünde dich, küsse mich, Inbegriff süßen Trugs!« sagte Johannes schmachtend.

Die Fei nestelte sich an ihn und raunte ihm die Worte eines schrecklichen Gelöbnisses ins Ohr.

Mutig wiederholte er sie: »Ich fluche der Wirklichkeit. Ich weihe mich dem Wunder und dem Spuk, der Fabel und dem Gesicht, dem Narrentum und dem Traum!«

Mit feierlicher Beschwörung lohnte ihm die Fei: »Ich will dich lieben, Großer, Mächtiger, Weiser. Ich schenke dir alle Schlüssel der Welt. Meine Schwestern, meine Brüder, herbei, herbei!«

Sie wuchs, während sie rief, zu gewaltiger Größe, wie eine kleine Wolke sich zu großer Wolke spannt und dehnt und fließt und schwillt.

Mit ungeheuerer Hand deutete sie über Himmel und Erde.

Auch ihre Stimme schwoll zum Klang von tausend Glocken und dröhnte über das Land: »Herbei, herbei, ihr Töchter der Luft, der Erde und des Feuers. Ihr, die ihr lügt zu Mittag und zu Mitternacht, ihr, die ihr trügt zu morgen und zu abend, webt euer bestes Lug- und Truggespinnst! Ihr Brüder aus anderer Welt, und ihr Chimären, ihr Sphinxe, Sylphen, Vampire, Greifen, Salamander. Hier ist einer, der heiß nach euch verlangt. Küßt ihn, wie ihr's versteht.«

Gewaltig wimmelte es nun von Leben in dem totenstill gewesenen Hain. Unabsehbar schwang sich ein gespenstischer Reigen um den verwunschenen Mann. Mit langen Sätzen sprangen Sphinxe aller Art herbei, Schlangen-Königinnen trugen ihre goldnen Krönlein angenehm zün-

gelnd zur Schau. Höchst sehenswerte Drachen blinzelten träge mit Augen, die tausend Jahre lang in Höhlen schwerbewimpert geschlafen. Ganze Völker von Alraunmännchen und Alraunweibchen mit großen Wasserköpfen und feinen schnellen Gliedern zappelten auf und ab, possierlich und ekelhaft, wie Affen oder Menschen. Sie piepsten und quiekten in seltsamen Sprachen.

Greife flatterten schwer, und aneinandergehängt in langer Kette fügten sich Fledermäuse zu schauerlichen Gewinden, Gespenster schüttelten ihr Laken und umarmten grinsend die Töchter der Luft und des Feuers.

Es flatterte und webte mit langen Schleiern, es glühte ihn an mit Rätselaugen, winkte mit Geisterhänden, nickte und tauchte auf und nieder. Wundervögel sangen durcheinander, weiße Wunderhirsche röhrten in Brunst, Tritone stiessen in ihre Posaunen.

Aber zart wie Rauchspiralen wandten sich schlanke Sylphen, nicht Mann noch Weib, um den Verwunschenen, wie ein Band, wie eine

Schlange, krochen zu seinem Mund und gaben ihm Honig von ihren Lippen. Sie schenkten Entzückungen, die kein Kuß der Wirklichkeit schenken kann.

Indessen kamen die lang im Verborgenen sinnenden Feinde des Fürsten heimlich herbei, verbrannten und stürmten und stürzten Palast und Marmorhaïn.

Aber der Verzauberte hielt sich nicht für den Besiegten, sondern für den Sieger. Das Getöse der Niederlagen schien ihm donnernder Beifall.

Johannes lächelte beglückt dem Johlen, Pfeifen und Hohngelächter entgegen, mit dem eine wutschnaubende Menge sich zu ihm wälzte.

Die vielen nach ihm ausgestreckten Arme schienen ihm Liebe und Begeisterung zu künden. Er ließ sich von ihnen mitreißen und schleifen und bestieg, von ihnen geleitet, wie einen Thron der Welt den Scheiterhaufen, den sie ihm getürmt.

Seine Gespensterliebchen schwebten ihm zur Seite und boten ihm Honig von ihren Lippen.

Man konnte ihn hochauf gerichtet sehen mitten auf dem Holzstoß, der lichterloh brannte. Die Flammen erfrechten sich und leckten nach ihm.

Aber Johannes stand verzückt. Er glaubte an das Wehen linder Lüfte. Er dankte für das Lob und die Grüße, die er zu hören meinte, während Flüche ihn umtobten und sterbend unter dem Hohngeheul der Menge rief der Glückberauschte festlich und königlich:

»Ich halte Ruhm und Leben!«

Evas Trost

Leid und Lust wohnen in demselben Hause.
Türkisches Sprichwort.

Als Adam und Eva aus dem Heimgarten ihres Glücks vertrieben waren, schlichen sie ganz blind dahin. Ihre langen Haare fegten über die Augen. So tief gesenkt trugen sie das Haupt, und naß waren die wirren Strähne von den unaufhaltsam fließenden Tränen der Angst und Verzweiflung.

Die sanften Grasmatten Edens gewohnt, mußten ihre Füße nun über grimmiges Geröll. Das Säuseln lauer Sommerwinde gewohnt, vernahmen die Flüchtlinge zum erstenmal das Heulen, Drohen und Schelten des Sturms.

Statt der Hügel, die den Garten eingebettet, traf der Blick, den sie endlich scheu um sich warfen, grimm zackige Berge, die Feuerbäche oder wildes, böses Wasser zu Tal sandten. Statt dem Flöten und Locken der Liebe war Röhren und Brüllen schrecklicher Brunst oder die Stimme des Hungers laut um sie.

Jeder Augenblick schien des Todes voll für die zwei irrenden Wesen, denn alles war grimmig und riesengroß den winzig kleinen Verstoßenen gegenüber.

Doch schlimmer als diese Schrecknisse war der Haß, den einer für den anderen empfand, zugleich mit der Ohnmacht des nie mehr von einander lassen Könnens.

Grollend sprach der Mann zu dem Weib, das sich bang an ihn schmiegen wollte: »Wehe der Stunde, da ich zuerst deine Schönheit sah! Und Fluch jedem Kuß, den mich deine Anmut lehrte. Denn dir, du unzufriedenes Weib, verdanke ich mein ganzes Elend!«

Trotzig entgegnete Eva dem harten Wort: »Warst du mir ein kluger und starker Berater, du Erstgeschaffener? Wer konnte dich zwingen, den Apfel aus meiner Hand zu empfangen? War es nicht an dir, mich vor der Schlange zu hüten?«

So schritten sie hadernd dahin, tiefgebeugt in finsterem Groll.

Der Mann schalt, daß Eva nicht genug für ihn arbeite, Wurzeln grub und Beeren sammelte.

Aber das Weib hatte eine neue Last zu tragen, die seine Seele mit neuem Bangen erfüllte. Die Last wuchs und wuchs: die schönen Glieder trugen zum erstenmal schwer an der in Sünde empfangenen Liebesfrucht.

Und Evas Stunde kam.

Bald hielt sie das erste Menschenknäblein an der überquellenden Brust.

Da glitt ein Lächeln über das Antlitz der feindlichen Erde. Das grimmig Drohende verlor seinen Schrecken, denn die preisgegebenen Menschen hatten das Bangen plötzlich verlernt. Nun galt es ein Kleines zu beschützen, und sie fühlten sich stark. Jede Kreatur verliert die Furcht für sich selbst, sobald sie für hilflose Wesen zu sorgen hat.

Auch vergaßen sie ihren Groll.

Die ersten Menschen staunten und freuten sich über das Wunder, das geboren worden und

so viel wunderbarer schien als alle Wunder des Paradieses.

Eva drückte ihr Knäblein an die Brust und sprach: »Siehe, du zwitscherst schöner als alle Vöglein in Eden. Deine Wangen sind zarter und lieblicher bemalt als alle Blumenblätter in Eden. Wenn ich deine Haare küsse, so duften sie besser als die Rosen, die uns, den Herrschern des Paradieses, als Gottesgabe einst entgegenblühten!«

Sie wandte sich zu Adam und fuhr fort: »Denkst du noch des eingezäunten Gartens? Ich lache sein. Ich habe ein schöneres Paradies gefunden.«

Also erhob sich das Weib zu kühnem Stolz in seinem ersten Mutterglück und dünkte sich reicher als der Herr des Himmels und der Erde.

Aber der Herr des Himmels und der Erde runzelte die Brauen. Er sagte seinem ersten Engel etwas ins Ohr und der Engel sagte es weiter. Einige Engel wollten spöttisch lächeln, schadenfroh aus Eifersucht über die Menschen.

Aber der Herr verwies es ihnen mit ernstem Blick.

Da bangten alle, die übermütig, die unbarmherzig gewesen und machten ergebene Mienen. Einige blickten wehmütig herab auf des Menschenweibes Stolz und Glück, das ihnen soeben noch des Neides wert erschienen.

Und das Kind wuchs und sein Name war Kain.

Die Gefangenen

Ich will lieber ein lebendiger Hund sein
als ein toter Löwe. Heine.

Bei einem Streit der Völker hatte man viele Gefangene gemacht. Eine Anzahl solcher Männer, die unter ganz verschiedenen Lebensbedingungen aufgewachsen waren, lag in einem engen Verließ und harrte des Todes.

Da betrachteten sie einander mit Neugier und Verachtung, bunt zusammengeworfen, wie sie waren durch den Würfelbecher des Schicksals.

Zwei unter ihnen zeigten eine gewisse Ähnlichkeit. Das Gesicht des einen war aber wettergebräunt und faltendurchfurcht, die ganze Gestalt hart und lastengewohnt, doch stämmig — etwa wie jene Bäume, die trotzig, doch schönheitsbar an sturmgepeitschter Stelle ausharren müssen. Schwielig und knorrig lagen die Hände auf seinen Knien. Der andere schien kränklich zu sein, fast unheimlich grün und fahl von Antlitz, giftige Farbstoffe hatten

seine Hände gefärbt, und er versteckte sie in den Taschen, als schäme er sich ihrer. Während der sonngebräunte Mann eine Joppe trug, kleidete den Bleichen ein fadenscheiniger städtischer Anzug.

Er maß den Mann in der Joppe mit verächtlichem Mitleid und sagte:

»Wenn es mit dir zum Sterben geht, armer Bauer, brauchst du wahrlich nicht drum zu weinen. Wie ungerecht und wie schwer lastet die Arbeit auf deinen Schultern! Ohnmächtig leidest du unter Wind und Wetter, dienst der harten Erde, und dein Fleiß bringt dir nur schwarzes Brot, während derselbe Fleiß anderen feines, weißes Gebäck beschert. Mit Leib und Leben dienst du der harten Erde und den harten Menschen.«

»Du sagst wahr, Bruder Arbeiter, doch dein Los ist nicht schöner, weil du in die Stadt gingst und in die Fabrik. Ich bin Herr meines Stückchen Landes und meiner Zeit trotz allem. Aber du bist nur ein Teilchen in einer seelen-

losen Sache, nicht mehr als ein Rädchen in einem großen Räderwerk. Du schämst dich der höllischen Farben, mit denen dich diese Sklaverei gezeichnet hat. Wahrlich, wenn es mit dir zum Sterben geht, brauchst du nicht darüber zu weinen. Mit Leib und Leben dienst du der unerbittlichen Maschine und den harten Menschen.«

Da setzte sich der Arbeiter auf die Bank zu dem Bauern, denn er fühlte sich ihm nahe und verwandt.

»Recht hast du gesprochen, mein Bruder. Doch sieh' jenen an, der mit uns gefangen ist! Er war ein Komödiant und gaukelte Abend für Abend vor der Menge. Ging es ihm besser als uns? Jetzt mein ich es nicht mehr.«

Er maß den Schauspieler mit verächtlichem Mitleid und sagte: »Armer Komödiant! Du brauchst wahrhaftig nicht zu weinen, weil du ausgespielt hast. Warst du niemals hungrig trotz deiner Königslappen? Der Bauer und ich, wir dienten den Menschen mit Leib und

Leben. Aber du gabst noch mehr preis, du mußtest dich schminken wie ein buhlerisches Weib. Du mußtest Abend für Abend um den Beifall der Menge betteln und zucktest bei ihrem Mißfallen zusammen wie vom Tod getroffen. Du mußtest weinen, wenn du jubeln wolltest, und lachen, wenn du betrübt warst. Mit deinem Lachen und Weinen dientest du den harten Menschen.«

Da rückte der Schauspieler zu den Brüdern, denn er fühlte sich ihnen plötzlich nahe und verwandt.

Doch er erhob die Hand, deutete auf einen anderen Gefangenen und sagte zu ihm:

»Was über mein Los gesprochen wurde, gilt es nicht auch für dich? Du, Fürst, der du mit uns gefangen bist und morgen mit uns sterben wirst? Ich habe nur Abends um den Beifall der Menge gebuhlt, du mußtest dich aber bei Tag und Nacht darum bemühen. Sobald ich die Bühne verließ, war ich frei. Du durftest deine Bühne niemals verlassen.

Bitterer als ich und bitterer als unsere Mitgefangenen hast du den harten Menschen dienen müssen. Und fürwahr, das Sterben sollte dir noch mehr als uns Erlösung sein.«

Da gesellte sich der Fürst zu dem Schauspieler, dem Arbeiter und dem Bauern, denn er fühlte sich ihnen plötzlich nahe und verwandt.

Jetzt stand nur noch einer abseits und blickte trüb vor sich hin.

»Komm zu uns!« sprach der Fürst. »Geben wir uns die Hände, und rücken wir zusammen! Du mußt auch gefaßt sein, dem Tod ins Antlitz zu schauen. Ja, Dir müßte er willkommener sein als uns allen. Wir dienten den Menschen mit Leib und Leben, mit Lachen und Weinen. Oft habe ich um ihretwillen kränken müssen, was ich liebte, und erhöhen was ich hasste. Dein Schicksal, Dichter, erkenne ich jetzt in letzter Stunde in seinem ganzen Hohn. Du mußtest der Welt hingeben, was wir alle bei unserem Dienst behalten durften, dein Heiligstes

und Heimlichstes. Das Tiefste nahmst du aus dem Schrein des Herzens, trugst es ans Licht und riefst die Menschen, sich an deinem Leid und an deiner leidgeborenen Weisheit zu ergötzen. Du mußt mit Freuden sterben, denn mit deinem Heiligsten und Heimlichsten hast du den Menschen dienen müssen.«

Als nun auch der Dichter sich zu den Anderen gesellt und ihnen beide Hände gereicht hatte, geschah es, daß die Tür aufgerissen wurde, und ein Licht die Gefangenen blendete.

Eine Stimme rief: »Freiheit und Leben! Ihr seid frei und dürft leben!«

Da lösten sich die Hände der Gefangenen, alle stürzten hinaus. Jeder für sich. In atemloser Eile.

Sie waren einander wieder fremd und hatten im neugeschenkten Licht vergessen, wie nahe und verwandt sie sich im Dämmer der Todesahnung gefühlt.

Ein Märchen vom Tod

Der Tod hat keinen Kalender.
(Alter Spruch.)

An einem strahlend schönen Sommertag beliebte der Tod mit einigen seiner Kumpane tief in einem kühlen Gewölbe Zeche zu halten.

Obwohl schon schwer betrunken, entsann sich der Knochenmann doch seiner Pflichten und rechnete zwischen zwei Würfelspielen nach, ob alles in schönster Ordnung sei.

Siehe da, ihm fehlte eine Seele.

Eine Seele war zu viel auf Erden.

Ärgerlich, doch gewissenhaft erhob sich der Tod, um seine Rechnung in Ordnung zu bringen, aber er wankte und schwankte. Sein Hohlkopf wackelte lächerlich hin und her von Seite zu Seite.

Da erhoben sich zwei seiner Kumpane, um ihn zu stützen und begleiteten ihn, wie es Schwerbetrunkene nötig haben. Zu dritt machten sie sich auf den Weg. Die Gesellen des

Todes waren schlimme, grünliche, mit Schimmel bedeckte Wesen, die seltsam aussahen im Sommerglast auf der endlos langen staubigen Landstraße.

An ihr Moderheim gewohnt, litten sie unter der Helligkeit und dem Glanz, dem Zikadensang und Ernteduft.

Sie erspähten mit Erleichterung nah am Weg auf kleiner Anhöhe ein Kapellchen unter drei schattigen Linden. Dahin lenkten sie die schweren ungleichen Schritte des Bezechten. Der Tod blieb an der Kapellentür, der halbgeöffneten, lässig lehnend stehen.

Seine beiden Gefährten aber, denen die Gabe eignete, unsichtbar zu werden oder sich in allerlei Kleinwesen zu verwandeln, schlüpften hinein.

Im grünen Dämmer waren etliche Gestalten zu unterscheiden, die irgendwie hier Zuflucht gefunden.

Ein altes, uraltes Weiblein murmelte mit zahnlosem Mund und hielt die langen, verwelkten Finger andächtig verschränkt. »Sterben

können, sterben dürfen, endlich sterben!« So plapperte der tief eingeschrumpfte, jammernswerte Mund.

Am anderen Ende derselben Bank kauerte ein scheinbar noch junges Weib. Man sah nichts von ihr als wirre Haarsträhnen, die aus einem Tuch flatterten, denn sie hielt den Kopf ganz in den Armen versteckt, aber ihre runden Schultern hob ein unermüdliches Schluchzen. Und dazwischen — abgebrochen, schamlos, wie ein Schmerz sein kann, der alles hinter sich zurückgelassen — stieß sie zwischen den Zähnen dasselbe Stoßgebet hervor, wie das uralte Weiblein: »Sterben dürfen! O sterben!«

Gutmütig vergnügt nickte der Tod, der noch draußen an der Schwelle lehnte, seinen Gefährten zu und deutete von einer Flehenden zur anderen.

Aber die Kumpane planten einen eigenen Spaß und waren nicht einverstanden.

Sie schüttelten die ungeheueren Häupter und winkten ab mit den Krallenfingern.

Jetzt bemerkte der Tod eine dritte Beterin.

Bescheiden und anständig, in Witwentracht gekleidet, kniete ein Weib. Und neben ihm ein süßer, blonder Knabe. Er war zerstreut, wie es Kinder gerne sind, und die Mutter schalt liebevoll leise: »Mein Augentrost, mein einziges, sei artig, sei still!«

Sie faltete die Händchen des Knaben.

Der blieb nun still, sah aber mit großen Augen dem Schwebespiel von zwei blauschillernden Fliegen zu, die ihn näher und näher umkreisten.

In diese Fliegen hatten sich die beiden Gesellen des Todes verwandelt. Von der Tür aus beobachtete dieser schläfrig den Spaß, den sich jene ausgedacht.

Als die blauen Fliegen sich endlich niederließen mitten auf des Knaben Stirn, so daß er leise aufschrie bei ihrem Stich, blickte ihn der Tod bedeutsam an.

Am selbigen Abend stimmte des Todes Rechnung.

Triumph des Todes

Nicht ganz duld ich den Tod.
Horaz.

Der Tod feierte seinen größten Sieg. Sein triumphierender Einzug war dem entsprechend prächtig und an untertänigen Schmeichlern fehlte es dem Triumphator nicht.

Sie hatten geflaggt und machten Musik, sie hatten Siegesbogen und Pyramiden aufgepflanzt, die aus Gebeinen künstlich errichtet waren, zierliche Girlanden aus Kinderschädeln zogen sich von Pforte zu Pforte, Gerippe von Roß und Reiter trugen und stützten den Aufbau. Man hatte nichts zu Ehren des Todes versäumt.

Seinen gierigen Nüstern wohlzutun, qualmte Weihrauch aus Pfannen, deren Flamme mit Köstlichstem gespeist wurde, mit nie wieder zu erringenden Schätzen und schauerliche Freudenfeuer waren regelmäßig auf seiner Bahn rechts und links entfacht.

Man warf bestes Menschenwerk, stolzestes

Menschengut hinein und so wuchs jeder Feuerbaum zauberhaft bis in den schwarzen Himmel.

Das stolzeste und schönste jedoch für den großen Überwinder der Welt war das Gespann, das seinen dunkelpurpurnen Wagen ziehen mußte. Ein edleres Gespann und ein gequälteres hatte es noch bei keinem Triumphzug gegeben.

Zwei Gestalten, schmachvoll entblößt, mit edlen weißen Gliedern hielt der grausame Sieger am blutroten Zügel, zwei holde majestätische Frauen, die Haare aufgelöst, die Füße wund, die Rücken gezeichnet von der Peitsche des Lenkers.

Auch frohlockte der Sieger laut und höhnte die zu solcher Schmach verdammten:

»Meine Erzfeindinnen, Liebe und Kunst, wie dünkt es euch nun? Laßt ihr noch den Menschen von Unsterblichkeit träumen? Seid ihr gedemütigt genug? Erkennt ihr mich als Herrn? Alles, was ihr den Menschen schenkt ist sterblich trotz eures großen Worts! Dahin

sind eure Versprechungen, eure stolzen Nacken gebeugt. Alles, was euer, ist nichts als Dünger für meine Felder. Ihr macht sie fett und gut, ewig Dienende.

Liebe, nackte du im goldhellen Haar, ich töte deine Trauer wie deine Wonne, eins um das andere erlischt. Sie lernen lachen, die weinen sollten, wenn es nach dir ging. Sie lernen weinen, die lachen sollten, wenn es nach dir ging. Wo ist deine Macht?

Große Kunst, nackte du im goldhellen Haar, was kannst du gegen mich? Ich ersticke im Keim, was du ersinnst und setze den Fuß darauf. Melodien, denen du Unsterblichkeit versprachst, zerreißen jäh, wenn die Kugel deinen Träumer streckt, Bilder, fast schon lebensfroh, sinken in nichts zurück, sterben ungeboren. Was deine Träumer aber schon vollendet und heilig und unvergänglich priesen als höchste Ehre des Menschen, mit welchem Lächeln erwürgte ich's. Wie wenig braucht es, um deine jahrhunderte langen Mühen zu

vernichten! Welch ein Spiel auf den Kram zu blasen, Säulen und Türme zu mähen, edles Wort zum Schweigen zu bringen, unerhörte Farbenjauchzer mit meiner Kohle zu schwärzen! Wo ist deine Macht?«

Die Gequälten, die Nackten taten nun wie so manches gequälte Tiergespann, das sich mit unnennbarem Ausdruck der Augen zum Trost eines an das andere schmiegt.

Sie legten die Wangen aneinander und hauchten beide vereint den Seufzer:

»Das kam, weil wir zu fern voneinander geraten waren, Schwester. Jetzt gehören wir zusammen.«

Und ihr gehauchter Seufzer wurde ein großmächtiges Wehen.

Und der ungeheuere Siegeswagen des Todes geriet ins Schwanken.

Ein neues Märchen vom alten Tod

Liebe, grausamste Leidenschaft dieser Erde!
Aus arabischem Märchen.

Als der Tod ganz alt und müd geworden war, seine langgeübten Zähne morsch, seine fleißige Sense schartig, wandelte ihn eine Art Mitleid an mit den Menschen, mit deren unsäglichem Eifer in den Fallstrick der Liebe zu laufen, und ihm, dem Tod, dadurch neue Bissen zuzuführen.

Er stand noch an der Türspalte der jungen Paare, wenn Hymenäen gesungen wurden, unsichtbar unter den Hochzeitsgästen, aber nicht mehr mit lüsterner Freude, sondern gedankenvoll traurig, müd, herzlich müd des alten Spiels.

Es gab nun eine sehr große Hochzeit im Land. Der Königssohn freite ein süßes Prinzeßchen aus fremdem Land, das ihm feierlich zugeführt wurde mit großem, fremdartigem Gefolge. Man munkelte, der blutjunge Königssohn sei vor Ungeduld, die Braut zu sehen, als Page verkleidet voraus geeilt. Und die beiden ge-

krönten Kinder seien so sterblich ineinander verliebt, daß es große Mühe koste, sie zu den nötigen Zeremonien anzuhalten, sie hätten nur Augen füreinander und seien ganz gleichgültig und zerstreut allen Festlichkeiten und Wichtigkeiten gegenüber.

Als nun endlich die letzte Rakete verglüht, die sie vom Schloßbalkon mitansehen mußten und Viele mit ernstgehaltenen Gesichtern das überselige junge Paar bis zu seinem Schlafgemach begleitet hatten mit Fackeln, goldenen Schüsseln und Blumen, da schlich unsichtbar auch der alte Tod hinterdrein, über die Marmortreppen und an den feierlichen Wachen vorbei im festlich erleuchteten Hause.

Leise tat er einen schweren Vorhang auseinander und blickte auf die gekrönten Kinder in ihrem Prunkbett, unter dem gelbseidenen, gewaltigen Baldachin, der an den vier Enden mit hervorquellenden Straußenfedern geschmückt war.

Der alte Mann sprach mit nicht unfreundlicher Stimme: »Mein Prinz, ich habe dir etwas zu

sagen, alle Lebenden dieses Reiches jubelten dir zu, weissagten dem Land großes Glück, wenn diese Hochzeit vollzogen wird. Sie haben dir und deiner Braut ein blühendes Geschlecht gewünscht und Freude und Friede von euerem Bund gehofft. Ich aber warne dich. Ich habe mehr zu sagen als alle Lebenden, ich weiß die Zukunft und will aus Güte dir künden, was ich weiß. Sieh her!«

Damit trat der Greis in Sichtbarkeit.

»Sieh her! Ich bin der Tod. Vollziehst du deinen Bund, so halte ich reiche, fürchterliche Ernte in diesem Haus, in diesem Land. Unsegen, Unfrieden bringt dein Glück kommenden Geschlechtern, jeder Brautkuß wird bezahlt mit blutigem Preis. Dein Liebesgirren soll sich verkehren in tausendfachen Verzweiflungsschrei, ich sehe Feuer und Schwert hausen in deinem Land und bis in dein Schloß. Darum verzichte noch in diesem Augenblick: Laß ab von dieser Braut!«

Da richtete sich der Königssohn auf in seinen herrlichen Kissen und wies gebieterisch dem

Warnenden die Tür. »Es sei darum!« sprach er mit zurückgeworfenem stolzem Haupt.

Und nahe aneinander gerückt, mit verschwimmenden Augensternen flüsterte das junge Menschenpaar, als sei das eine Rechtfertigung: »Wir haben uns ja so lieb!«

Der Tod schüttelte das Haupt und verließ den Palast, eingedenk der großen Ernte, die hier für ihn gesät wurde.

Er ging schleppenden Schrittes in die äußerste Vorstadt. Dort stand ein häßliches, sehr hohes Haus. Es wurde keine glänzende Hochzeit gefeiert. Im obersten Dachstübchen, wo der Wind hereinpfiff durch die zerbrochene Scheibe, hatte sich in Sünde und Not ein Pärchen gefunden. Ihr Bett war schmal und eng, sie hatten, was sie an ärmlicher Kleidung besaßen, darauf gebreitet. Sie waren fast noch Kinder, das Glück verklärte die schon verhärmten Züge.

Wie sie sich aneinanderschmiegten, gebot der Greis, plötzlich am Bettende sichtbar geworden, mit donnernder Stimme: »Haltet ein!

Flieht auseinander, entsetzt euch vor dem Fluch, der in euren Küssen liegt: Unabsehbar wanken elende Geschlechter ins Leben, wenn ihr euch küßt. Mich, den Tod, werden sie alle verzweifelnd anrufen, eure elenden Kinder und Kindeskinder. Könnt ihr nicht sehen, wie ihr sie alle grausam ausliefert dem Hunger, dem Gram, dem Zorn, der Schuld! Verbrecher, Bettler, Elendeste unter Elenden entsteigen eurer kurzen Lust, Geschöpfe, die das Leben nicht will, und die mir zu pflücken graut. Drum haltet ein!«

Aber die zwei armseligen Geschöpfe schlossen sich nur fester ineinander. »Es sei darum,« sagten sie ergeben.

Und mit verschwimmenden Augensternen, als sei das eine Rechtfertigung, flüsterten beide:

»Wir haben uns ja so lieb!«

Da kam den alten Tod eine Ehrfurcht an und er verließ leise, auf den Zehenspitzen, das bräutliche Gemach. Und erwog traurig die große Ernte, die für ihn gesät wurde.

Das kleine Glück

Das Glück ist der echte Prüfstein des Wertes oder Unwertes des Menschen.
Zschokke.

Das kleine Glück sah zum großen Glück empor und rühmte sich:

»Ich brauche nicht wie du Seltenheiten, Zauberpaläste und einzig geartete Hochgefühle, um zu leben. Ich führe die Menschen nicht auf schwindelnde Höhe, um sie dann oben zu vergessen und sie hinabstürzen zu lassen. Bei mir wohnen sie ganz sicher. Nichts kann ihnen zustoßen. Meine Lieder sind einfache Kinderreime vom täglichen Tun und Lassen. Das ist den Meinigen genug. Ich warne sie vor deinen kühnen Träumen. Ich stelle drei Blumentöpfe ans Fenster und dem Kätzchen den Teller voll Milch vor die Tür. Ich mache den Ofen warm und scheuere die Diele blank, noch blanker als die des Nachbarn. Mein Ehrgeiz ist vernünftig und unschwer erreichbar. Mein Sparen ist sanft und voll heimlicher

Genugtuung. Ich bin das kleine Glück, wer soll mir etwas anhaben?«

Kaum hatte es gesprochen, da kam der Drache Leid über das Land.

Er war viel größer als alle Drachen, von denen man je gehört. Sein gepanzerter Schuppenschweif wand sich nach und nach um alle Länder der Welt. Wenn er mit dem Schweif aufschlug, und wenn sein Rachen bellte, ward sein Getöse an allen Ecken der Welt vernommen.

Und das Feuer, das er spie, war schlimmer als je ein Feuer gewesen. Es zündete leicht und schnell, es fraß fort und fort, genährt vom trotzigen, fluchenden Wortwehen aus des Drachen Maul.

Denn er fand Worte, wie die Menschen tun. Alle häßlichen, alle bösen Worte aller Sprachen waren seine Sprache, alle Verwünschungen, alle Roheiten, alle Torheiten. Er schrie sie alle durcheinander, er blies sie hin und her. Er fachte damit die Glut, die seine Nüstern auf die Erde schnaubten, zu übelriechendem Feuer an.

Dieser Drache geriet, als er sich hin und her warf, an das kleine Glück, auch an das allerkleinste und bescheidenste. Er blies Feuer auch in die Fenster, wo nur ein Blumentopf stand oder gar keiner, wo ein Kätzchen schnurrte oder ein Piepmatz im Käfig hing.

Das kleine Glück jammerte und winselte: »Ich bin so wenig, ich beschied mich stets. Ist es der Mühe wert mich zu vernichten, großer Herr?«

Der Drache verschmähte aber das kleine Glück keineswegs, er pflückte sorgfältig, wie man Beeren sammelt, eines nach dem andern, endlose Häuschen, wo es gewohnt; Felder und Gärtchen zerdrückte der Eisenleib; alles Armselige, woran sich Menschen erfreut, zerblies er schnell. Alles Winzige, doch ganz Unersetzliche trat er tot.

Aber das große Glück begegnete dem Drachen stumm und stolz und ohne Bitte.

Es rang mit ihm kraftvoll und gestärkt, denn es kam von der Tafel der Götter.

Das schöne und das böse Wort

Welch eine Tugend ist die Kunst der Worte!
Platen.

In der großen Dämmerung aller Dinge, in der schauerlichen Dämmerung, da alles durcheinander wirbelte, flog und kreiste, da Drohung und Totschlag sich übereinander reckten und plötzlich aufflammender Feuerschein stets neues Entsetzen verriet, huschte über einen Kreuzweg ganz scheu und ängstlich das schöne Wort.

Es hatte einen schlichten grauen Reisemantel an, seine edeln Züge waren schmal, seine Augen rotgeweint.

Aber das böse Wort trat ihm entgegen, breitspurig, frech, wohlgenährt, mit blitzenden Ringen an allen Fingern. Die Steine leuchteten auf, wenn es seinen martialischen Schnurrbart über den wulstigen Lippen drehte. Es blickte herausfordernd in die Welt, fletschte die Zähne und sprach:

»Satan zum Gruß, edler Herr! Wohin so eilig und so schlicht angetan, daß ich dich

kaum erkannte? Sonst warst du als Stutzer berühmt. Gelockt und gesalbt standest du vor dem Spiegel und begucktest dich und konntest dir nicht genug tun an Afferei, indessen dich Liebediener schmeichelnd umhüpften. Derweilen habe ich gute Arbeit getan und meinen Reichtum redlich verdient. Gewisse andere Leute verpraßten ihre Schätze. Jetzt habe ich etwas auf der Welt zu sagen, ich ganz allein. Unverkennbar groß ist meine Leistung. Ich habe alles durcheinander geschüttelt und führe ein Spektakelstück auf, wie es sich mein alter Patron, Herr Satan selbst, nicht träumen ließ. Die Langweile, zu der du gehörtest, vertrieb ich. Spannung überall, täglich neue Überraschung! Mein Werk, nur mein Werk. Ich bin heraufgekommen durch meinen Fleiß und nahm doch nur einen bescheidenen Anfang. Damals saß ich herum in Hütten und Wirtshäusern, in schlechten Vierteln, hieß die Leute auf den Tisch schlagen, Maßkrüge werfen und mit Messern stechen. Ich ließ den Prozeß-

bauern prozessieren und jagte dumme Liebesleute auseinander. Doch jetzt bin ich ein großer Herr. Die Völker habe ich zu Prozeßbauern gemacht und ernte im Rat der Höchsten ebensoviel Erfolg wie früher bei den Stammgästen der Branntweinschenke. Ja, was mir besonderen Spaß macht, ich habe dich von deinen eigensten Sitzen verjagt. Bei den Dichtern und Gelehrten kehrte ich ein und blies ihnen etwas ins Ohr. Sie verbannten dich und nannten mich willkommen. So fein sie waren, mein Branntweinodem ekelte sie nicht. Sie nahmen mich auf wie ein eigen Kind. Grober Laut riß manchen Mund auseinander, der sich sonst nur manierlich behutsam öffnete. Jämmerlich bist du besiegt, ein verachteter Bettler!«

Eingehüllt in seinen unscheinbaren Mantel, hatte sich das schöne Wort ducken müssen. Seine Hände zitterten, sie hielten den Mantel zum Schutz gegen den rauhen Ost, der vom bösen Wort pfeifend ausging. Es weinte.

Grimmig triumphierend, lachte das böse Wort.

Aber plötzlich festete sich des andern Stimme, das schöne Wort wurde Herr seiner Tränen, und ein linder West, dem Gegner unausstehlich, fächelte um die Wohlgestalt. Das schöne Wort sprach:

»Ich büße. Ich hatte den Menschen williger gedient, als ich sollte. Eitel und geziert diente ich nur mir selbst und denen, die meiner Verblendung schmeichelten. Du warst indessen am Werk. Wohlgelitten bist du jetzt an meiner Statt bei den Feinen und Gelehrten. Gepriesen und geachtet bist du im Rat der Fürsten und Völker. Doch ich erobere, was du früher innehattest, du kluger Abgesandter des Bösen. Ich wurde bescheiden und schlicht. Ich trat zu denen, die mich nie geahnt, mich nie vernommen. Sie hörten mich, die Ärmsten und Armen, zum erstenmal mit seligem Entzücken. Ich ging in die friedlosen Stadtviertel, in die Schenken und Hütten. Dort ließ man die Fäuste sinken, man fiel sich in die Arme und vergaß jahrelangen Streit.

»Brüder, Brüder!« so klang es überall. »Vaterland! Gott!« so lallten fluchgewohnte Stimmen. Ich versöhnte sie, sie hörten mich, wie gute Kinder ihre Mutter hören. Auf barsche Lippen setzte ich mein Siegel, daß sie zum erstenmal versöhnlich sprachen. Der Kranke, der Verlassene, der wunde Feind hörte mich und genas im Herzen. Ich flüchtete, verjagt von den Feinen und Gelehrten, zu den Einfältigen im Geist, und sie redeten gut und handelten edel trotz deiner Macht. Ich bin dürftig, verhöhnt und verpönt in deinem Reich, du böses Wort, und dennoch ist es an mir, dich zu besiegen.«

Da war es, als hätte mitten in der schlimmen Dämmerung aller Dinge der linde West den rauhen Ost für einen Augenblick zum Schweigen gebracht.

Das reuige, schöne Wort sah mit seinen feuchten Augen zum Himmel auf, und die Engel nahmen den Laut, den es bescheiden gestammelt, zu sich und machten es vollkommen in der Harmonie der Sphären.

Die Richter

Die Menschen werden verschmachten vor Furcht und vor Warten der Dinge, die da kommen werden. Luk. 21.

Als Luzifer, der Lichtträger, der schönste und hehrste aller Engel, seine furchtbare Niederlage erlebt hatte, wurde er mit nichten sofort zur Hölle geschleudert, wie es in mancher alten Geschichte zu lesen steht.

Weil Luzifer des Herren Liebling gewesen, war der Schmerz um den Verlorenen der erste Schmerz, den der Schöpfer kannte.

Da wurde sein mächtiges Haupt blendend weiß und ebenso der wallende Bart und die Gott-Jugend ging unter auf Ewigkeit, die Jugend, die mit heißer Arbeitsfreude alle Welten geschaffen.

Ein Greis saß ernst und unergründlich sinnend auf dem Thron der Zeiten.

Das Strafmaß für den Gefallenen überließ er aus geheimnisvoller Ursache seinen höchsten Engeln.

Diese — alle von Luzifer gekränkt oder beleidigt — tagten über ihn und bemühten sich in ihrem Richterspruch das Schrecklichste an Strafe zu ersinnen, das Unerhörteste für unerhörtes Vergehen.

Nach mancherlei Vorschlag einigten sie sich.

Im Kreise sitzend umgaben die strengen Richter den Gefangenen.

Er aber stand, schöner und stolzer denn je, vor ihnen. Seine goldenen Flügel glänzten fast unerträglich, seine Augen, die herrlichsten der Welt, blickten kühn über den Kreis und sein großes Lächeln wetteiferte schier an unendlicher Macht mit dem Lächeln des Herren selbst, da er noch in Jugendgestalt schöpfungsfroh durch die Gefilde des Himmels geschritten.

»Meinen Spruch will ich!« verlangte Luzifer stolz, »so kündet meinen Spruch! Was säumt ihr so lange, ihr weisen Richter? Meint ihr, ich hätte kein Herz ihn zu ertragen?«

Der höchste Engel erhob sich nun und verschränkte die Arme feierlich:

»Du bist aus unserer Mitte verstoßen. Des Vaters Herz kennt dich nicht mehr.«

»Ich zwing's!« rief Luzifer voll Trotz, »den alten Liebling kann er nicht vergessen. Mit unserer Versöhnung steht und fällt die ganze Schöpfung. Sie muß sein trotz eurer Gegnerschaft.«

»Du hast den Spruch noch nicht zu Ende gehört«, antwortete der Richter mit geschwungenen Brauen. »Sein Ende lautet: Du wirst lieben wollen und nie mehr lieben können.«

Ein Grauen schüttelte die Engel bei diesem Wort, aber Luzifer faßte noch einmal Mut.

»Was könnt ihr gegen mein Lieben, das ich einst im Kuß von den Lippen des Vaters gesogen habe? Ich liebe alles, ja, ich liebe euch sogar.«

Dem stolzen Mund versagte das Wort.

Widerwillig brach Luzifer ab, seine Sprache ging über in ein furchtbares Gewieher, das mit Zischen und Schnauben den Lippen entfuhr.

Noch einmal bändigte es der Lichtträger.

»Ich lasse gern euren faulen Himmel«, schrie er. »Ich suche Arbeit, Liebesarbeit auf der Erde, dort findet mein Herz zu tun.«

Doch wieder begleiteten rauhe gurgelnde Töne sein sanftes Wort, schienen es zu ergreifen und widerlich zu schänden.

Mit so viel Ekel und Entsetzen wandten sich die Richter von dem Gerichteten ab, daß er nach einem blanken Schild griff, um zu sehen, was an ihm solches Entsetzen hervorgerufen.

Da wich er, der noch nie gewichen, einen Schritt zurück. Und noch einen.

Donnernd entfuhr den Krallen, die aus seinen verdunkelten Händen wuchsen, der spiegelnde Schild und stürzte die Wolkenwände entlang in den Abgrund.

Luzifer sah, daß sein Lächeln, das einst mit Gottes Lächeln gewetteifert, zu blödem Grinsen geworden, daß seine göttlich klugen Augen unsinnig stierten, daß eine große Zunge voll lächerlicher Höcker und Warzen aus seinem Munde hing.

Die grenzenlose Dummheit des Hassens lag in seinem Antlitz, troff von der nieder eingeschrumpften Stirn und das Getöse unendlichen, immer wieder geborenen Zankes klirrte bei jeder Bewegung seiner grimmig beschuppten Glieder.

Die Engel ließen ihn mit seiner Schmach allein.

Nach längerem Brüten begab er sich auf die Erde.

Ein großes Liebenwollen bewegte den Gefallenen und er sann darauf, den Menschen Freudenbotschaft zu bringen.

Doch wie er dahinfuhr über ihre bescheidenen Stätten und sie segnen wollte, wurde sein Segen zu Fluch.

Freiheit, Fortschritt, Wissenschaft wollte er, mit großer Geberde über die Länder streichend, verkünden, »Knechtschaft, Krieg, Vermessenheit, Unsinn« sagte indessen sein verfluchter Mund.

Unermeßliche Dummheit verdunkelte den Tag.

In blindem Frevel schlugen die von Luzifers Hauch Vergifteten aufeinander und töteten sich, bald roh und ganz gewöhnlich, wie es die Urväter getan, bald völlig kunstgerecht nach allerneuestem Wissen. Sümpfe verschlangen ganze Völker, Züge schwarzumflorter Frauen weinten.

Aber hilfreich und edel erhob es sich jetzt da und dort in der unglückselig verwirrten, verrückten, vergifteten Welt.

Mit unseligem Neid blickte Luzifer hinab, mit Zornestränen:

»Sie hassen, aber sie lieben auch, sie können's noch trotz allem. Ich nicht! Ich nicht!«

Voll Wut brauste er nun wie ein Orkan und fachte von Nord zu Süd die Flamme hoch, von Ost nach West und von West nach Ost.

Es brannten die Wälder, es brannten die Dörfer, Tiere und Menschen verkohlten.

Und eine Flamme heißer, böser, teuflischer, giftiger als die anderen ergriff das schönste Gotteshaus der Welt, knisterte um seinen

Säulenwald und leckte an seiner uralten Heiligkeit.

Da wurde es den Engeln bang, die bis jetzt müßig zugesehen und feierlich mit verschränkten Armen auf die Erde geblickt.

Ängstlich ob des von ihnen gefällten Urteils schritten sie die unzählbaren Stufen hinauf zum Weltenthron, um dem Herrn, der das weiße Haupt tief in den Händen vergraben hielt, das Geschehene zu künden.

Unter Sternen

Das Spiel ist aus.
Sprichwort.

Ein neugeborener Stern glühte auf. Er atmete heiß und war voll Sehnsucht, das Leben zu beginnen.

Er rief hinaus in die stille Unendlichkeit: »Ich will ein Stern der Seligen werden.«

Aus der Ferne klang eine Antwort: »Mit guten Vorsätzen, gleich dir, grüßte schon mancher Stern die anderen Sterne.«

Aus noch weiteren Fernen seufzte es zu dem Hoffnungsreichen: »Nur nach langen Prüfungen kannst du ein Stern der Seligen heißen. Nicht an dir ist die Reihe, du Kaumerglühter, wohl aber an mir, du mußt noch tausend Formen des Lebens ergründen und erfahren. Trügerische Gedanken mußt du gebären und dein Irren muß sich in unzählbaren Lebewesen verkörpern, die von immer neuen, immer neuverirrten Gedanken deiner Seele wieder aufgezehrt werden. Aber ich bin weise.

Denn ich habe Meere von Blut und Tränen geweint, Orkane von Seufzern haben mich umtost. Wenn mein Atem sich hob und senkte, gab es Berge von Unrecht, Abgründe von Schuld. Nun aber ist ausgelitten und ausgelernt, nun weiß ich mein Wesen zu offenbaren in Geschöpfen, die vollkommen und die glücklich sind. Nun kann ich ein Stern der Seligen heißen.«

Als der Stern seine Rede vollendet, zuckte er plötzlich zusammen wie pfeilgetroffen und erblindet. Keuchend entfloh sein letzter warmer Hauch hinaus in die kalte Nacht.

Und es verstummten die Seufzer, die ihn als Windsbraut umtobten. Sein Atem wogte nicht mehr, so daß weder Berge von Unrecht, noch Abgründe von Schuld entstehen konnten.

Sein Herz stand still, denn es war Feierabend. Er war weise geworden. Der Stern war gestorben.

08-BJS-292